

Blätter des Bundes der
Religiösen Sozialistinnen
und Sozialisten
Deutschlands e.V.

1/15

März 2015 · 68. Jahrgang
Einzelverkauf 8,- €

Befreiung von Krieg und Faschismus 8. Mai 1945

Bedingungslos angenommen

„Damit wir klug werden“

Christentum und Sozialismus

Das Kreuz mit dem „Kreuz am Fluss“

Contra Pegida: Weltoffenheit, Toleranz

Mission in China, Teil II

Weltgebetstag 2015 – Bahamas

Orchideen und Benzingeruch – Tacloban

Rezensionen

Buchtipps

Bundesnachrichten

CHRISTIN
CHRIST UND
SOZIALISTIN
SOZIALISTIN
SOZIALIST

CUS

KREUZ UND ROSE



IMPRESSUM

**CuS. Christin und Sozialistin/
Christ und Sozialist. Kreuz und Rose.**
Blätter des Bundes der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands, erscheint seit 1948.

Herausgeber:

Bund der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands e.V., gegründet 1919/1926

Vorstand:

Fokke Bohlsen, Michael Distelrath, Reinhard Gaede, Jürgen Gorenflo, Dieter Hönerhoff, Anneke und Florian Ihlenfeldt, Jens-Eberhard Jahn, Thorsten de Jong, Alois Schwarz

Redaktion:

Dr. Reinhard Gaede (v.i.S.d.P.)
Wiesestr. 65, D-32052 Herford
Tel. 0 52 21/34 25 56
cus@brsd.de, reinhard-gaede@gmx.de
Dieter Hönerhoff
Gänsemarkt 4, D-32052 Herford
DieterHoe@t-online.de

Redaktions-Beirat:

Friedrich-Wilhelm Bargheer, Blomberg
Doris Gerlach, Herford
Jürgen Gorenflo, Norderstedt
Dietlinde Haug, Bad Oeynhausen
Fritz Hufendiek, Berlin
Jens-Eberhard Jahn, Leipzig
Elmar Klink, Bremen
Helmut Pfaff, Frankfurt
Wieland Zademach, Unkel

CuS/BRSD im Internet:

www.BRSD.de

Webmaster:

Darius Dunker, Aachen
Thorsten de Jong, Aachen

Erscheinungsweise:

Vierteljährlich

Abonnements:

Michael Distelrath
Görlinger Zentrum 3, D-50829 Köln
m.distelrath@netcologne.de

Preise:

Einzelheft: € 8,-, Doppelnummer
€ 9,-, Jahresabonnement, Inland:
€ 25,-, Welt: € 35,-, Förderabonne-
ment € 30,- oder mehr.
Kündigungen werden zum Jahresende
wirksam. Bitte überweisen Sie den
Betrag jeweils zum Jahresbeginn an
den BRSD e.V., KD-Bank,
IBAN DE15 3506 0190 2119 4570 10,
BIC GENODED1DKD

Gestaltung & Layout:

Kreativ-Schmie.de, Hamburg
www.kreativ-schmie.de

Druck:

Ordensgemeinschaft der Armen-
Brüder des heiligen Franziskus
Sozialwerke e.V., Beschäftigungshilfe,
Düsseldorf

ISSN 0945-828-X

INHALT

Editorial	1
Heinrich Bedford-Strohm	
Bedingungslos angenommen	3
Martin Möllmann	
„Damit wir klug werden“	7
Fokke Bohlsen	
Jugendjahre in Ostfriesland während der Nazizeit	8
Günter Zwanzig	
Meine Jugendjahre in Potsdam in der NS-Zeit	13
Ludwig Baumann	
Desertion als Beitrag zum Frieden	20
Gabriele Lüdecke-Eisenberg & Gerhard Lüdecke	
Widerständig glauben und leben – Elisabeth Schmitz	25
Reinhard Gaede	
Christentum und Sozialismus – ein Brückenschlag	30
Elmar Klink	
Das Kreuz mit dem „Kreuz am Fluss“	34
Alois Schwarz	
Contra Pegida – Weltoffenheit braucht das Land	40
Jens-Eberhard Jahn	
PEGIDA – Die Politik muss nah an den Menschen sein!	43
Udo Fleige	
Mission in China – Teil II	44
Renate Schroeder	
Weltgebetstag 2015 Bahamas	51
Alois Schwarz	
Orchideen und Benzingeruch – Tacloban	57
Paul-Gerhard Schoenborn	
Gütekraft	58

Rezensionen

Dietlinde Haug	
Ein Pazifist gegen Krieg und Faschismus	63
Rainer Dörbaum	
Der christliche Widerstand der Weißen Rose	65
Elmar Klink	
Rückfall in Barbarei – eine pazifistische Analyse	68
Franz Segbers	
Hartz IV und die Folgen	71
Franz Segbers	
Teilen, nicht töten	73

Buchtipps

Wolfram Wette	
Ehre, wem Ehre gebührt!	74

Bundesnachrichten

Wahlen auf der Mitgliederversammlung	76
Kirchentag 2015	76
Nachruf	76
Bilder und Fotos	77
Autorinnen und Autoren	77

Editorial

Bundespräsident *Richard von Weizsäcker* (1920–2015) steht für den Lernprozess der Eliten für ein neues Geschichtsbewusstsein, den 6. Mai 1945 nicht mehr nur als Tag der Niederlage Deutschlands im Weltkrieg zu sehen. In seiner Rede vom 8. Mai 1985, 40 Jahre nach dem Krieg, den er als Hauptmann der Reserve miterlebt hatte, sagte er: „Der 8. Mai war ein Tag der Befreiung. Er hat uns alle befreit von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft.“

Wie der Alltag unter dem NS-Regime 1933–1945 aussah, soll in Erinnerungen von Autoren dokumentiert werden. Als Zeitzeugen können sie heute der jungen Generation unschätzbare wichtige Lehren erteilen. „Befreiung von Krieg und Faschismus, 8. Mai 1945“ ist deshalb das Thema dieses Heftes.

Im Interview von *Fokke Bohlsen* mit *Habbo Tammema* (1925–2012) entsteht das Bild einer Jugend im NS-Staat in Ostfriesland: Bücherverbrennung, Deportation von Juden, Deutsche Christen, HJ, Arbeitsdienst und Kriegsbeginn, Kämpfe, erste Nachkriegszeit – bedrückende Erinnerungen.

Günter Zwanzig, Kind einer Künstlerin, erlebt die Zeit in Potsdam als Schüler an der Volksschule und am Gymnasium. Nach Erinnerungen an die Zeit als kleines Kind in England ist die Stadt eine fremde und feindliche Welt. Er erlebt, wie die Eltern und er selbst den Forderungen und dem Druck der Nazi-Ideologie ausgesetzt sind und hat auch Kontakt zu Familien, die dem Widerstand oder der Opposition angehören. Er erlebt die Bombardierung Potsdams und die Besatzungszeit. Das Schlusswort hat er seiner Mutter überlassen: „Ein grausamer Krieg ist beendet. Mittellos, ohne Heim, ohne Geld, ohne Wäsche zum Wechseln, etc. stehen wir da. Stehen wir da, nur das nackte Leben.“ Und sein Resümee ist: „Es ist ein Missbrauch von Werten wie Vaterland und Nation, wenn man fordert, einem verbrecherischen Regime bis zum bitteren Ende und gegen die eigene Überzeugung ‚dienen‘ zu müssen.“ Zur Feier des 80. Geburtstags unseres Zeitzeugen vgl. CuS 1/12.

„Zur Lage der deutschen Nichtarier“ hieß die Denkschrift der Lehrerin *Elisabeth Schmitz*. Es war eine mutige Anklage gegen das NS-Regime wegen der Verfolgung der Juden, die leider nur bei den Theologen *Dietrich Bonhoeffer*, *Karl Barth* und *Helmut Gollwitzer*, nicht aber bei der Bekennenden Kirche Gehör fand. *Fritz Hufendiek* hat in CuS 2–3/2014 in einer Sammelrezension von Büchern über mutige Frauen im Widerstand von ihr berichtet. Weil die tapfere Frau *Elisabeth Schmitz* gänzlich in Vergessenheit geraten ist,



Redaktionsbeirat vom 25.10.2014: l.v.u. Dietlinde Haug, Doris Gerlach, Jürgen Gorenflo, Dieter Hönerhoff, Helmut Pfaff, Reinhard Gaede, Jens-Eberhard Jahn

danken wir dem Ehepaar *Gabriele Lüdecke-Eisenberg* und *Gerhard Lüdecke* für dieses genaue Lebensbild, dessen erster Teil wiedergegeben wird.

Unser ältester Zeitzeuge ist *Ludwig Baumann*, geb. 13.12.1921. Als Jugendlicher verweigerte er sich schon der HJ und anderen NS-Organisationen. Eingezogen zur Kriegsmarine, desertierte er am 3. Juni 1942 zusammen mit Kurt Oldenburg und erlebte 10 Monate Haft in der „Todeszelle“ und Strafverfolgung im KZ und im Strafbataillon. Sein Schicksal steht für das von 30 000 Deserteuren, von denen 20 000 „hingerichtet“ wurden, von denen die Überlebenden lange für ihre Anerkennung kämpfen mussten.

„Ein Pazifist gegen Krieg und Faschismus“ ist auch das Thema des Buchs von *François de Beaulieu*, der über seinen Vater schreibt. Als Funker an der Front erfuhr er von Verbrechen der Wehrmacht an den Juden und gab seine Kenntnisse unter großem persönlichem Risiko weiter. *Dietlinde Haug* gibt das Lebensbild wieder.

Im Verlag Helmut Donat sind aus dem Nachlass *Ludwig Quiddes* Aufsätze 1933–1941 „Deutschlands Rückfall in Barbarei“ erschienen, die *Elmar Klink* rezensiert. Einer der bedeutendsten frühen Pazifisten, Träger des Friedensnobelpreises, hat Entstehung und Charakteristik des NS-Regimes analysiert, das Münchener Abkommen als Zurückweichen vor Hitlers Annexionen kritisiert und Hoffnungen für ein erneuertes Deutschland nach dem Krieg formuliert.

Ebenso zum Thema gehört *Detlef Balds* und *Jakob Knabs* Buch vom Widerstand der Weißen Rose, das *Reiner Dörbaum* rezensiert.

Martin Arnold stellt unter dem Leitbegriff „Gütekraft“ als prominente Friedensaktivisten *Hildegard Goss-Mayr*, *Mohandas K. Gandhi* und *Bart de Ligt* vor und wirbt für Aktionen in ihrem Sinn. *Paul-Gerhard Schoenborn* hat einen Bericht über diese vier Bücher geschrieben.

Ein Buchtipp empfiehlt *Wolfram Wettes* Buch „Ehre, wem Ehre gebührt“: Nicht den Schuldigen, die Verbrechen vertuschen, sondern Menschen, die damals Widerstand leisteten und Verfolgte retteten.

Ferdinand Troxler, Mitglied bei den Religiösen Sozialisten der Schweiz, hat über „Christentum und Sozialismus“ ein Buch geschrieben, das ich vorstelle.

Über Donauegebete, Fluss-Segnungen und erfolgreichen Widerstand von christlichen Bürger(innen)-Initiativen gegen eine bislang geplante aufwändige Staustufen-Kanalisierung an der unteren Donau zwischen Straubing und Vilshofen berichtet *Elmar Klink*.

Vor zehn Jahren wurden die Hartz-IV-Reformen durchgesetzt. *Christoph Butterwegges* Buch „Hartz IV und die Folgen. Auf dem Weg in eine andere Republik?“ stellt *Franz Segbers* vor.

Ergebnis: „Der Hartz-IV-Regelsatz soll nicht ein Leben in Würde sichern, sondern Erwerbslose drängen, jedwede Arbeit zu akzeptieren. Es wird mehr gefordert als gefördert. Seitdem nimmt die Armut zu, auch Armut trotz Arbeit. Ein ausufernder Niedriglohnsektor, den bald fast ein Viertel aller Beschäftigten umfasste, beförderte die Exportstärke – zu Lasten der Löhne. Profitiert haben die Unternehmen.“ Eine Herausforderung für die Diklonie. „Sie fordert einen armutsfesten Mindestlohn, die deutliche Erhöhung des Regelsatzes, Abschaffung der Sanktionen sowie eine Mindestrente von über 1000 Euro.“

„Diese Wirtschaft tötet!“ So urteilt der Papst über sozioökonomische Verhältnisse, denen die Mehrheit der Menschen ausgeliefert ist. „Teilen, nicht töten“, ist der entsprechende Titel des Buchs von *Friedhelm Hengsbach*, das zum Wechsel der Perspektive

einlädt: Zum Blick auf die Armen, jetzt auf die Flüchtlinge, denen der Tod des Ertrinkens droht. *Franz Segbers* hat das Buch rezensiert.

Das Gespräch von *Alois Schwarz* mit *Annekatriin Klepsch* und der Beitrag von *Jens-Eberhard Jahn* analysieren PEGIDA. Gegen ihren Begriff von „Patriotismus“ hat die „Hamburger Patriotische Gesellschaft von 1765“ so protestiert: „Wir treten mit aller Entschiedenheit und größtem Nachdruck dem sprachlichen Betrug und dem ungenierten Missbrauch politischer und kultureller Traditionen entgegen, mit denen die Organisatoren fremdenfeindlicher Demonstrationen in Dresden und anderen Orten Enttäuschte, Orientierungslose und Verunsicherte irreführen und zur Unterstützung nationalistischer, rassistischer und extremistischer Positionen instrumentalisieren.“ (FR, 10. Febr. 2015, Nr. 34)

In die weite Welt blicken wir mit zwei Artikeln. Über die neuere Geschichte Chinas und der christlichen Mission hat *Udo Fleige* in CuS 4/2014 berichtet. Es folgt jetzt der zweite Teil. Am sympathischsten ist uns gewiss *Richard Wilhelm*, der Schwiegersohn von *Christoph Blumhardt*, dem Vater der religiös-sozialistischen Tradition. Um über den Weltgebetstag zu berichten, ist *Renate Schroeder* mit einer Delegation der Frauenhilfe Westfalens nach Nassau, der Hauptstadt der Bahamas, gereist.

Auf die Losung des Kirchentags bereitet uns eine Andacht von *Martin Möllmann* vor. Mit der Predigt von Präses *Heinrich Bedford-Strohm* über die Jahreslosung „Nehmt einander an, wie auch Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob!“ gehen wir ins neue Jahr.

Mit Wünschen für schöne Frühlingstage

Reinhard Gaede

Euer/Ihr Reinhard Gaede

Bedingungslos angenommen*

Von *Heinrich Bedford-Strohm*

Liebe Gemeinde, heute beginnt es, das neue Jahr. Und es sind möglicherweise ganz gemischte Gefühle, mit denen wir in dieses Jahr gehen. Die einen sind voller Tatendrang und freuen sich auf das, was 2015 bringen wird. Vielleicht sind schon jetzt besonders schöne Ereignisse absehbar. Der Eintritt in den heiß ersehnten Ruhestand. Der Abschluss der Schule oder eines Studiums. Ein runder Geburtstag, der Anlass bietet, sich einmal richtig feiern zu lassen. Oder sogar eine Hochzeit, die be-

vorsteht. Die Geburt eines Kindes, das sich ankündigt.

Anderer schauen eher mit Bangen auf dieses Jahr. Vielleicht sogar mit dem Blick auf die gleichen Ereignisse. Weil der Abschluss der Schule oder des Studiums eben kein Anlass zur Vorfriede ist, sondern angesichts der damit verbundenen Prüfungen Unsicherheit oder gar Panik verursacht. Vielleicht auch die bange Frage aufwirft, was eigentlich danach kommt. Oder weil der runde Geburtstag höchst ambivalente Gefühle weckt. Weil das Älterwerden Angst macht. Weil Träume zerstoßen sind.

Viele von uns nehmen Anteil an den Er-

eignissen in der Welt – etwa indem wir uns in Politik und Gesellschaft engagieren. Aber – das wage ich zu behaupten – am Ende sind beim Blick auf das neue Jahr das Wichtigste unsere persönlichen Beziehungen. Alles, was wir für die Welt tun, hängt davon ab, ob wir in unsere eigenen Beziehungen eine feste Basis haben. Wie könnten wir für Frieden und Gerechtigkeit in der Welt eintreten, wenn man in unseren eigenen Beziehungen davon nichts spürt? Wie könnten wir uns für Kinder anderswo auf der Welt einsetzen, wenn wir unsere eigenen Kinder vernachlässigen?

Wahrscheinlich ist es kein Zufall, dass einer der Erfolgstitel der letzten Jahre in der Musikszene genau davon handelt. „Muss nur noch kurz die Welt retten“, singt Tim Bendzko, „danach flieg ich zu dir. Noch 148 Mails checken, wer weiß, was mir dann noch passiert, denn es passiert so viel. Muss nur noch kurz die Welt retten und gleich danach bin ich wieder bei dir.“

Weil wir alle wissen, dass die so karikierte Lebenshaltung der sicherste Weg ist, seine eigenen Beziehungen zu ruinieren, darum ist es gut, wenn wir am Neujahrstag 2015 innehalten und über unsere Beziehungen nachdenken.

Es ist ein guter Brauch, dass uns jedes Jahr ein bestimmtes Bibelwort als Jahreslosung durch die kommenden zwölf Monate begleitet. Im Jahr 2015 kommt die Jahreslosung aus dem Römerbrief, und in ihr ist genau davon die Rede – von unseren zwischenmenschlichen Beziehungen: „Nehmt einander an“ – sagt Paulus im Römerbrief – „wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob!“

Man muss nicht Psychologie studiert haben, um zu wissen, wie sehr dieses Wort das Zentrum unserer Wirklichkeit trifft. Sich angenommen zu fühlen, sich selbst annehmen zu können, ist die Quelle für ge-

lingende soziale Beziehungen. Das Wort des Paulus ist nicht nur theologisch zentral. Es ist auch ein sehr weises Wort. Denn sich bedingungslos angenommen zu fühlen, gehört zu den schönsten Ereignissen, die Menschen erfahren können.

Warum sind Hochzeiten etwas so Besonderes? Warum werden sie mit einem solchen Aufwand gefeiert, manchmal mit romantischen Hollywood-Elementen fast schon überfrachtet, bis die Phantasie von einer Traumhochzeit den Anspruch so hochrückt, dass man ihn kaum noch erfüllen kann? Warum fließen bei Hochzeiten Tränen? Ich glaube, es liegt an der Sehnsucht nach Annahme. Ich glaube, es liegt daran, dass wir dieses bedingungslose Ja, das Braut und Bräutigam einander zusprechen, für unser eigenes Leben ersehnen – auch ganz jenseits von Trauzeremonien und romantischer Liebe.

Denn wir erleben ja oft das Gegenteil von bedingungsloser Annahme. Und sie fällt uns selbst so schwer. Wir haben ein bestimmtes Bild vom Anderen, wie wir ihn uns wünschen, wie wir ihn haben wollen. Und sind enttäuscht, wenn er nicht so ist. Versuchen vielleicht immer wieder, ihn so zu verändern dass er in unser Wunschbild passt. Manchmal scheitern Ehen genau daran, dass wir den Anderen einfach nicht so annehmen können wie er ist.

Auch im Verhältnis zu unseren Kindern steht uns die Unfähigkeit, den Anderen anzunehmen, im Wege. Vielleicht haben wir ein festes Bild von dem, was unsere Kinder sein sollen. Eine bestimmte Schule, die sie besuchen sollen, ein bestimmter Notendurchschnitt, den wir erwarten, ein bestimmtes Maß an Ehrgeiz, das sie entwickeln sollen. Und die Kinder spüren die Botschaft: Du bist nicht so, wie ich es mir vorgestellt habe. Und sind entmutigt, fühlen sich un-

zureichend, können sich selbst nicht annehmen.

Da ist es ein schwergewichtiger Satz, ein lebensentscheidender Satz, wenn Paulus sagt: „Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob!“

Man muss es sich nur einmal vor Augen malen, wie es wäre, wenn wir so miteinander umgehen würden. Nicht mehr am anderen rumkritteln, sondern ihn so nehmen, wie er ist. Seine Andersartigkeit, seine Ecken und Kanten nicht nur hinnehmen, sondern annehmen, vielleicht sogar lieben lernen. Seine Verletzlichkeit sehen und an seiner Seite stehen.

Wenn ein Mensch weint, haben die meisten von uns das spontane Bedürfnis, ihm beizustehen, ihn zu trösten. Aber vielleicht können wir ihm ja schon beistehen, bevor er in Tränen ausbricht. Vielleicht können wir ja unsere Sinne offen halten und spüren, wenn ein anderer innerlich weint. Und da sein. Ihn annehmen. Ihn stärken.

Anderen so zu begegnen, bekommt in dem, was die Jahreslosung ausspricht, einen tiefen und festen Grund. Wenn ich einen anderen annehme, dann tue ich das, was ich selber erfahren habe: Christus hat mich angenommen, und zwar unabhängig davon, ob ich dessen würdig bin. Ich muss es mir nicht verdienen. Weil Christus es für mich verdient hat, am Kreuz. Weil wir Christen heute in der Gegenwart unseres Herrn das erfahren dürfen, was die Menschen zu Lebzeiten Jesu auch haben erfahren dürfen.

Warum hatte Jesus eine solche Ausstrahlung auf die Menschen damals, warum hat der auferstandene Christus für uns heute eine solche Kraft? Der Grund ist, dass wir uns heute genauso wie die Menschen damals in den Tiefen unserer Seele von ihm angenommen wissen dürfen und es auch spüren. Viele biblische Geschichten erzählen davon, wie Jesus die Menschen erreicht

und verändert hat, weil sie seine unendliche Liebe gespürt haben, weil sie sich mit Haut und Haar angenommen gefühlt haben.

Eine Gruppe Männer wollen eine Ehebrecherin steinigen. Jesus sagt: „Wer unter euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein!“ Die Männer werden still und gehen davon. Die Frau hört Jesus sagen: „Geh hin und sündige hinfort nicht mehr!“ Und versteht. Ein Aussätziger wird von Jesus geheilt. Er fällt nieder auf sein Angesicht zu Jesu Füßen und dankt ihm. Weil Jesus die Grenze überwunden hat, die ihn von seinen Mitmenschen trennte. Und der Verbrecher, der am Kreuz neben Jesu hängt, sagt zu Jesus: „Gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst!“ Und Jesus sagt: „Heute wirst du mit mir im Paradies sein.“

„Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob!“ Ihr habt das doch selbst erfahren dürfen – sagt Paulus – dieses wunderbare Gefühl, dass ihr einfach sein dürft, dass ihr aus der Fülle leben dürft, weil ihr bedingungslos geliebt seid. Strahlt es nun einfach selbst aus! Nehmt die anderen an, so wie Christus euch angenommen hat! Seid darin Salz der Erde und Licht der Welt!

Man schmeckt das Salz in diesen Tagen, und man sieht das Licht.

Am 3. Adventswochenende bin ich in Vorra gewesen, dem mittelfränkischen Dorf, in dem kurz zuvor eine Asylunterkunft in Brand gesetzt worden war. Ich habe mit dem Kirchenvorstand der evangelischen Gemeinde gesprochen, die alles vorbereitet hatte, um die erwarteten Flüchtlinge willkommen zu heißen. Ich bin mit Erschrecken gekommen und mit viel Hoffnung wieder weggefahren. Die Menschen haben nach dem Anschlag gesagt: Jetzt erst recht! Und die Gruppe der evangelischen Gemeinde, die sich um Flüchtlinge kümmert, ist jetzt sogar noch größer geworden.

Durch unser ganzes Land geht eine Welle der Hilfsbereitschaft für Flüchtlinge, die hier ankommen. Ich sehe an vielen Orten, dass wir den Geist der Jahreslosung schon verinnerlicht haben. „Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat!“ Das heißt: Hört auf mit der Ausgrenzung! Und lasst alle an der Gesellschaft teilhaben. Hört auf mit der Spaltung! Und sucht nach Orten der Begegnung, wo Menschen einander kennen lernen können! Hört auf mit der Abwertung anderer! Und behandelt sie schlicht und einfach wie Menschen, die Wertschätzung verdienen wie du und ich! Öffnet Euch für die Schwachen! Sie haben das gleiche Recht zu leben wie ihr! Gebt ihnen ihre Würde zurück, anstatt diese Würde mit dumpfen Sprüchen zu untergraben! „Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat!“

Viele Menschen, die ehrenamtlich ihre Zeit, Kraft und Phantasie zur Verfügung stellen, tun genau das: Der pensionierte KFZ-Meister, der in einem Projekt seiner Kirchengemeinde, mit jungen Flüchtlingen zusammen, alte Fahrräder repariert, die dann an die Asylbewerberfamilien weitergegeben werden können. Die alleinstehende Mitt-Vierzigerin, die sich zweimal in der Woche von Zweitklässlern, die Schwierigkeiten in der Schule haben, in der Gemeindebücherei aus Kinderbüchern vorlesen lässt. Die junge Mutter, die vor ihrem Wochenendeinkauf immer den Einkaufszettel der 90-jährigen Nachbarin mitnimmt, und für sie besorgt, was sie braucht – und die dazu nur sagt: „Ich bin so dankbar für das, was ich habe, dass ich gerne wenigstens ein bisschen davon weitergebe!“

Liebe Gemeinde, „Nehmt einander an, wie auch Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob!“ Dieser Satz ist nicht irgendein moralischer Ratschlag. Es ist der Wegweiser für ein erfülltes Leben im Einklang

mit Gott, im Einklang mit den anderen und im Einklang mit sich selbst. Gerade weil wir selbst immer wieder daran scheitern, ist die Quelle für dieses erfüllte Leben so wichtig. Diese Quelle ist Christus selbst. Nicht unsere eigenen kommunikativen Fähigkeiten. Nicht ein Trainingsprogramm mit zehn Schritten zu einem glücklichen Leben. Und auch nicht irgendeine psychologische oder spirituelle Selbstoptimierungsmethode. Sondern Christus selbst. Der bei uns ist im Leben und in Sterben. In dem die Liebe ihre Kraft entfaltet. Von dem uns nichts trennen kann.

Man sollte sie sich wirklich auf den Schreibtisch oder ans Bett legen, die Jahreslosung. Und immer wieder darauf schauen. Denn sie wird uns und unseren Beziehungen das ganze Jahr über gut tun: „Nehmt einander an, wie auch Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob!“

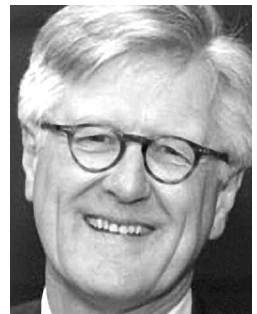
Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. AMEN

**Predigt zur Jahreslosung 2015, (Röm 15,7)
an Neujahr 2015 in St. Matthäus, München*

*Landesbischof Prof.
Dr. Heinrich Bedford-Strohm, Präses
der Evangelischen Kirche in Deutschland, geb.*

*30.3.1960 in Memmingen. Seit 25
Jahren verheiratet
mit der Psychotherapeutin Deborah
Bedford-Strohm aus
Boston/USA. Drei*

*Kinder: Jonas (geb. 1992, Heidelberg), Lennart
(geb. 1994, Heidelberg), Nathan (geb. 1995,
New York).*



Heinrich Bedford-Strohm

„Damit wir klug werden“

Von Martin Möllmann

So lautet das Motto des Kirchentags 2015. Es ist die zweite Hälfte des Verses 12 aus Psalm 90. Der ganze Vers lautet: „Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, damit wir klug werden!“ Oder etwas poetischer ausgedrückt: „Lehre uns, unsere Tage zu zählen, damit wir ein weises Herz erlangen!“ (BigS).

Kann uns das Wissen über unsere Endlichkeit klug machen? Werden wir weise, wenn wir über unsere Sterblichkeit, unsere Beschränktheit und Zerbrechlichkeit nachdenken? – Biblisch betrachtet: Ja! Denn unser Wissen um unsere Endlichkeit kann uns helfen, unser Leben mehr zu schätzen und zu erkennen, dass jeder Atemzug ein Geschenk ist. Jeder Tag unseres Lebens ist unbezahlbar und nicht von uns aus uns selbst heraus machbar. Derjenige, der das nicht berücksichtigt und sein Leben von sich selbst und seinem Vermögen abhängig macht, wird im Gleichnis von reichen Kornbauern als Narr bezeichnet.

Biblisch betrachtet, ist Weisheit mehr als die Fähigkeit, Probleme zu lösen. Sie ist eine Grundeigenschaft Gottes und von seiner Güte und Liebe nicht zu trennen. Seine Aufforderung, weise zu werden, ist eine Aufforderung an uns, wahrhaft Mensch und im Besonderen Mitmensch zu sein. Wer sein Denken und Handeln an Gottes Weisheit orientiert, dem ist das Schicksal der Entrechteten und Hilflosen nicht gleichgültig. Er oder sie wird wie der biblische Gott, der Israel aus Ägypten geführt hat, Partei für diejenigen ergreifen, die in Bedrängnis sind.

Gott ist ein Gott des Lebens, und das ganze Leben mit seinen vielfältigen Möglichkeiten, aber auch mit seinen Beschrän-

kungen, will geschätzt und gewürdigt werden. Erfahrungen von Mangel, Trauer, Angst oder Niedergeschlagenheit können uns wach machen für die Nöte unserer Mitmenschen und Mitgeschöpfe. Wer um seine Schwäche und um seine Endlichkeit weiß, erfährt, dass nicht alles von ihm oder ihr allein abhängig ist. Er oder sie wissen: Alleine macht das Leben keinen Sinn!

„Klug werden“ könnte bedeuten, die Probleme und Nöte dieser Welt mit den Augen Gottes zu betrachten. Sich gemeinsam auf den Weg zu machen und sich für eine Gesellschaft, in der alle in Würde leben können, zu engagieren. Für eine Welt, in der Konflikte friedlich gelöst werden und die Lebensgrundlage zukünftiger Generationen nicht für den Profit einiger Weniger durch Ausbeutung und Verschmutzung der Natur verspielt wird.

Martin Möllmann geboren 1963.

Ausbildung zum Einzelhandelskaufmann.

Später Studium der evang. Religionspädagogik bis zum Vordiplom.

Beruflich überwiegend im Einzelhandel tätig.

Heute arbeitet er bei seinem Partner als Koch und Buchhalter im Zentrum für Meditation und Kreativität – Zendo am Saupurzel in Karlstadt. Ehrenamtlich aktiv in der alt-kath. Gemeinde Würzburg.

Mitglied beim BUND, BRSD, Die Linke und der Landesarbeitsgemeinschaft ChristInnen Die Linke Bayern.



Martin Möllmann

Jugendjahre in Ostfriesland während der Nazizeit

Ein Interview von Fokke Bohlsen mit Habbo
Tammena (1925–2012) aus Detern am
25.04.2010*

F.B.: Du bist 1925 geboren worden. Erinnerst du dich noch an die Zeit vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten im Jahr 1933?

H.T.: Das nicht, aber ich erinnere mich an einzelne Ereignisse dieser Zeit. Es gab eine Bücherverbrennung. Es war ein großer Bücherhaufen, der dort verbrannt wurde. Bestimmte christliche Bücher und die so genannte „Literatur“ mussten weg. Man hat nicht versucht, uns das „Schädliche“ an dieser „Literatur“ zu erklären. Man hat nur gesagt: „Das ist jüdisch, kapitalistisch, plutokratisch, demokratisch.“ – Das waren damals Schimpfworte. Die Engländer galten als „Plutokraten“. Die Bücherverbrennung habe ich noch deutlich vor Augen. Auch gewisse Personen, die dabei standen und dann immer wieder Bücher ins Feuer warfen [...]

Die Lehrer haben sich in dieser Zeit mir gegenüber recht neutral verhalten. Meine Schwester Lina durfte nicht zum BDM. Unsere Eltern wollten das aus christlichen Gründen nicht. Aber darüber ist nie gesprochen worden. Das wurde einfach hingenommen: „Das sind Tammenas!“

F.B.: In Detern gab es damals keine jüdischen Geschäfte. Aber es hat sich trotzdem nach der Machtübernahme der Nazis der Alltag in Detern ein wenig geändert.

H.T.: Wir Landwirte hatten ja in der Zeit Verbindung zu jüdischen Viehhändlern. Die Familien hatten meist keine Vorbehalte gegen Juden. Zu uns kamen zwei Viehhänd-

ler, Salomo und David de Vries, das waren zwei Brüder die in Loga [bei Leer] wohnten. Und dann gab es noch Viehhändler mit Namen Polak und Landsberg, die wohnten in Leer. Die hatten meist Motorräder und kamen dann und fragten, ob wir etwas zu verkaufen hätten. Allgemein war die Einstufung der Qualitäten der jüdischen und der deutschen Viehhändler so, dass die jüdischen Viehhändler, insgesamt gesehen, als ehrlicher angesehen waren. Die „witte Jöden“ [weiße Juden], so nannte man die deutschen Viehhändler, haben die Leute eher mal übers Ohr gehauen [...]

F.B.: Ist Dir bekannt, was aus den jüdischen Viehhändlern geworden ist, bzw. wie hat deine Familie reagiert, wenn bestimmte Viehhändler plötzlich nicht mehr gekommen sind?

H.T.: Damals wurde oft darüber gesprochen, vor allen Dingen bei uns, dass die jüdische Familie ausgewandert sei. Dass die ins KZ kamen, wussten wir zu dem Zeitpunkt noch nicht. Das habe ich erst im Krieg erfahren. Und dann kamen auch die Transporte mit jüdischen Holländern hier durch Detern. Die wurden dann von Holland nach Polen gebracht.

Außerdem wurden wir mit „Juden“ dadurch stark konfrontiert, dass es dieses Lager in Terheide [Nachbardorf] gab, wo die „Intelligenz von Wien“ eingesperrt war. Die mussten einen Deich bauen. Die wurden ja nun angetrieben von deutschen Vorarbeitern, die den Lagerinsassen geistig stark unterlegen waren. Das war in den Dreißiger Jahren. Das war aber auch ein Thema, das mehr oder weniger totgeschwiegen wurde. Der Deich heißt heute noch bei vielen „Jö-

dendiek“. Es war ein Stück vom Jümme[fluss]deich. Ich weiß nicht, wie lange die dort gewesen sind. Es gab keine Kontakte zu den Einheimischen.

F.B.: *Du hast eben von den Transporten der Jüdinnen und Juden aus den Niederlanden erzählt, die über Ostfriesland in die Ostgebiete transportiert wurden.*

H.T.: Mein Onkel und meine Tante wohnten in dem Hof vor dem Bahnübergang [in Detern]. Und dort kamen die ganzen Güterzüge, die von Holland über Leer geschickt wurden, durch. Und dann mussten die auch aus irgendwelchen Gründen zwischendurch anhalten. Da haben wir die Leute gesehen, als sie die Schiebetüren auf hatten. Ob da noch Gitter waren, weiß ich nicht. Auf jeden Fall war das schon irgendwie unmenschlich.

F.B.: *Ist darüber in Detern gesprochen worden, über die Transporte?*

H.T.: Es wurde darüber gesprochen, aber nicht detailliert. Man hätte ja annehmen können, dass auch Leute von den jüdischen Insassen der Züge „ausgebüxt“ wären, aber das haben wir nicht gehört.

F.B.: *Sie wurden wahrscheinlich auch bei dem Aufenthalt in Detern von Soldaten bewacht?*

H.T.: Die Züge waren stark bewacht.

F.B.: *Hat es trotzdem Deterner gegeben, die Versuche gemacht haben, ihnen irgendwie zu helfen.*

H.T.: Nein. Überhaupt nicht. Wir waren Kinder und haben uns damit nicht beschäftigt, und unsere Eltern haben die Augen dicht gemacht. Das waren Themen, ... die wurden nicht besprochen.

F.B.: *Du hast mal erzählt, dass an bestimmten Tagen Detern mit Hakenkreuzfahnen beflaggt war, und dass es dann doch Menschen gab, die das nicht mitmachen wollten, die offensichtlich schon irgendwelche Vor-*



Habbo Tammema 2010

behalte gegenüber den Nationalsozialisten hatten.

H.T.: Z.B. Tammenas. Ja, irgendwie... hatten meine Eltern ja Mut. Die Nazis passten nicht zum Christentum. Nicht zum Christentum, wie es meine Eltern lebten. Es gab ja „Deutsche Christen“, die hatten sich das ja selbst zurechtgestrickt, das Bild.

F.B.: *Und Deine Eltern haben schon früh bemerkt, dass das nicht das eigentliche Christentum sein kann?*

H.T.: Ja.

F.B.: *Wie sind die Nachbarn, die Mitbewohner in Detern, mit Deinen Eltern umgegangen. Haben sie Ärger bekommen wenn sie nicht „flaggen“ wollten?*

H.T.: Nein, nichts. Also bewusst ist mir das nicht. Ich meine, ich hätte dir von dem Ortsgruppenleiter erzählt. Dessen Frau war mit meiner Mutter ein wenig befreundet, und die gehörte auch zur „[Landeskirchlichen] Gemeinschaft“. Ihr Mann hat das stillschweigend geduldet. Der kam mir mal entgegen, da musste ich Versammlungen [der Gemeinschaft] ansagen, und da sagte ich „Moin!“. Und da drehte er sich um, so zwei

Meter groß, guckte auf mich runter und sagte: „Heil Hitler, heißt das!“.

F.B.: Ist Dir bekannt, dass auf andere Familien noch irgendwie Druck ausgeübt wurde, wenn sie nicht so ganz mitziehen wollten?

H.T.: Ja. Das gab es. Z.B. Ludwig Rademacher, der gehörte auch zur „Gemeinschaft“, und der hatte wohl einen Antrag gestellt, dass er freigestellt würde vom Wehrdienst. Und angeblich hat der Ortsgruppenleiter das nicht befürwortet. Er ist dann Soldat geworden, und man hat nie wieder etwas von ihm gehört.

F.B.: Du warst sporadisch auch in der HJ. Musstest Du eintreten? – Wurde z.B. von Deinem Lehrer Druck ausgeübt?

H.T.: Nein, die Lehrer hier waren durchschnittlich eher neutral. Im Nachbardorf gab es einen, der auch Ortsgruppenleiter war. Aber insgesamt war das Leben im Dritten Reich – von unseren Verbindungen zur Landeskirchlichen Gemeinschaft mal abgesehen – eigentlich nicht so sehr belastet.

F.B.: Wie war dann die Stimmung in der Deterner Bevölkerung bei Ausbruch des 2. Weltkrieges – also beim Überfall auf Polen? Gab es Kriegsbegeisterung?

H.T.: Nein. Das wurde immer wieder verglichen mit dem Ausbruch des 1. Weltkrieges, als die Leute so begeistert waren. An den Waggonen standen seinerzeit große Sprüche: „Jeder Schuss ein Russ!“ – Jeder Stoß ein Franzos!“ Das waren die Sprüche beim ersten Weltkrieg. Aber jetzt gab es keine Kriegsbegeisterung, aber auch keine Angst oder dergleichen.

F.B.: Wann und wie bist Du denn eingezogen worden?

H.T.: Zuerst war ich im Arbeitsdienst.

F.B.: Was bedeutete das genau?

H.T.: Arbeitsdienst war der so genannte „R.A.D.“ (Reichs-Arbeitsdienst). Am Anfang war der Arbeitsdienst noch freiwillig. Damals gab es in ganz Deutschland Arbeits-

dienstlager. Hier im Nachbardorf Stickhausen-Velde war auch eins. Das wurde später Gefangenenlager für Kriegsgefangene aus Frankreich.

F.B.: Wann bist Du denn im Arbeitsdienst gewesen?

H.T.: Zum R.A.D. wurde ich Anfang Januar 1943 eingezogen bis Ende Juni. Da war ich in Wilstedt bei Zeven. Und von dort wurden wir in einem Güterzug nach Südfrankreich verschickt. In Südfrankreich waren wir einmal auf einem Bahnhof. Da stand neben uns ein Güterzug mit Soldaten, die in Russland gewesen waren. Die wurden in Frankreich neu zusammengestellt und sollten jetzt wieder nach Russland. Und die erzählten uns, was sie in Russland erlebt hatten. Dass dort so viele Russen und Juden erschossen werden, ohne große Verhandlungen, einfach so. Und dass die Juden dann auch unwahrscheinlich dezimiert wurden, erschossen wurden, in Lager kämen usw.

Dadurch wusste ich, wie verbrecherisch die Nazis mit „anderen Leuten“ umgehen, insbesondere mit Juden. Vielen, die später immer behauptet haben, „Ich habe das nicht gewusst!“, glaube ich nicht. Es gab ja auch ehemalige Nazis, die sagten: „WIR wussten das nicht!“ Z.B. gab es [nach dem Krieg] viele Prozesse gegen deutsche Vorsitzende von Kriegsgerichten, die deutsche Soldaten noch zum Tode verurteilt hatten. Einfach wegen irgendwelcher Dinge, die absolut nicht normalen juristischen Dingen stand hielten.

Ich wurde dann am 31.08.2043 als Soldat eingezogen. Zunächst zur Ausbildung in Dänemark, und dann kamen wir nach Norwegen. Dort Zusammenstellung einer neuen Division für die in Stalingrad vernichtete 6. Armee. Regiment 1052. Von Norwegen sind wir mit dem Schiff wieder nach Dänemark gekommen. Dann wieder in ei-

nen Zug nach Deutschland, dann aber weiter nach Frankreich. Da war die Invasion [der Amerikaner und Briten] ja schon in Gang. Das war also nach dem 6. Juni. Am 6. Juni war die Invasion angefangen. An der Kanalküste sind wir ausgeladen worden. Unsere Einheit ist dann – ich weiß nicht wie viele Kilometer – in verschiedene Richtungen marschiert. Später hieß es dazu, wir sollten die Bewegungen größerer Truppeneinheiten darstellen.

In Frankreich habe ich auch von dem Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 erfahren. Da waren wir aber noch nicht im Einsatz. Aber wir standen abends zusammen, und ich habe mich mit unserem Zugführer (Unteroffizier oder Feldwebel) unterhalten. Wir erfuhren dann, dass die Attentäter einfach an Klaviersaiten aufgehängt wurden. Die Soldaten und alle, die zum Kreis des 20. Juli gehörten (es waren ja viele Adelige dabei wie von Moltke) und D. Bonhoeffer, mussten als Untersuchungsgefangene vor Gericht ohne Gürtel kommen und waren total abgemagert. Es war ein trauriges Bild. Wir sind dann in die Normandie gekommen und zwar in die Gegend von Caen. Dort mussten wir dann auf die Engländer warten. Wir brauchten nicht anzugreifen. Das war Stellungskrieg. Wir wurden unter Beschuss gehalten.

F.B.: Du bist also in Frankreich an der aktiven Front gewesen. Hast Du noch an Kampfhandlungen teilnehmen müssen?

H.T.: Ja, ein paar Tage. Du, das war ja nicht so, dass man nun mit dem Gewehrkolben aufeinander losging. Der Krieg bestand ja aus Bombenangriffen und Granaten. Ich war MG-Schütze 1, aber ich habe nicht mehr zu schießen brauchen, wohl Übungen, dann aber nicht mehr: Eines Nachts – ich war Schütze am MG und Hermann R., auch ein Bauernsohn aus Bad Segeberg in Schleswig-Holstein, stand neben mir. Wir hatten

ein Schützenloch zusammen. Ich sagte noch zu ihm: [auf Platt] „Ich müsste eigentlich noch mal nach Hause schreiben.“ Das war das letzte, was ich ihm gesagt habe. Und dann rauschte es, und dann knallte es, und dann flog ich durch die Luft und merkte dann, dass der Fuß hier an der Seite [zeigt auf die rechte Seite] weg war und der Finger [Zeigefinger der linken Hand] daneben hing. Außerdem hatte ich eine große Wunde am Hals und im Arm. Natürlich wurde „Sani!“ gerufen. Unser Gruppen-Sani kam dann auch und hat das Bein abgebunden. Der Sanitäter und noch jemand – wer das war, das hab ich nicht gesehen, es war ja nachts. Mit zwei Mann haben die mich wenigstens zum Truppenverband-Platz geschleppt.

F.B.: Du sagtest kürzlich mal, was Dir durch den Kopf gegangen ist, als Du getroffen wurdest. Magst Du das noch einmal wiederholen?

H.T.: Das war, als ich durch die Luft flog. Ich weiß auch noch, aus welcher Stellung ich dann flog. Als ich merkte, der Fuß ist ab, dachte ich: „Schlittschuh laufen kannst du nicht mehr, aber reiten kannst du noch.“

F.B.: Du hast das Kriegsende zu Hause in Detern erlebt? Kam es hier noch zu Kampfhandlungen?

H.T.: Ja. Detern und die Nachbarorte waren ja Teil der Frontlinie. Die Truppen, die hier den Deutschen gegenüber standen, waren Polen und Engländer. Die deutschen Einheiten bestanden teilweise aus Strafsoldaten [Opfer der NS-Militärjustiz], die hier in einer Bewährungskompanie waren. Der Krieg [hier in Ostfriesland] bestand ja nur aus Luftangriffen und ging nicht direkt Mann gegen Mann.

F.B.: Ich habe gehört, dass es auch deshalb zu den massiven Luftangriffen kam, weil von den Deutschen die Brücken über die

Leda [Fluss] zerstört worden waren, um den Vormarsch der Alliierten zu stoppen.

H.T.: Ich habe gesehen, wie einzelne Brücken gesprengt wurden oder einzelne Gebäude.

F.B.: Was geschah denn nach Kriegsende mit den Hauptverantwortlichen in Detern und Umgebung?

H.T.: Gab es denn „Hauptverantwortliche“?

F.B.: Wie reagierte denn die Bevölkerung, als sie das ganze Ausmaß des Elends noch mal vor Augen gestellt bekommen bekam, das die Nationalsozialisten über Deutschland und Europa gebracht hatten, über die jüdische Bevölkerung und über die vielen, die in der NS-Zeit verfolgt worden sind? Wie hat die Deterner Bevölkerung darauf reagiert, als sie damit konfrontiert wurde?

H.T.: Wie es so allgemein üblich ist: „Wir sind nicht schuldig, die anderen sind das!“

F.B.: Hat es irgendeine Vergangenheitsbewältigung/eine Aufarbeitung gegeben?

H.T.: Nein. Die Alliierten hatten ja damit zu tun, dass sie uns mit Maisbrot durch den Hunger, durch den Winter brachten.

F.B.: Viele Menschen streiten heute ab, dass sie damals von der Verfolgung der Jüdinnen und Juden, der Sinti und Roma, der Zeugen Jehovas, der Homosexuellen, der Kommunistinnen und Kommunisten usw. etwas mitbekommen zu haben! Was ist denn Deiner Meinung nach der Grund dafür, dass es bis heute so viele Menschen abstreiten?

H.T.: Da gibt es verschiedene Gründe. Einmal – wie weit das stimmt, das weiß ich nicht – fühlen sie sich nicht verantwortlich, weil sie es vielleicht auch nicht gehört haben, nicht wussten und auf jeden Fall auch nicht ändern konnten. Und dann spielt die Übernahme von persönlicher Verantwortung ja auch eine Rolle. Und dann spielen Vorbehalte eine Rolle gegenüber „Juden“ und „Zigeunern“ und Zeugen Jehovas und

Schwulen und so – die gehörten ja alle zu der Gruppe, die irgendwie verfolgt wurde.

F.B.: Und Du meinst, dass die Vorbehalte so groß waren, dass viele Leute gedacht haben, sie haben es nicht anders verdient?

H.T.: Ja, so ähnlich. Da hat sich ja die Meinung auch sehr geändert.

F.B.: Du sagst aber, viele müssten es mitbekommen haben, dass viele Menschen abtransportiert wurden.

H.T.: Ja. Genau wie ich das damals von den deutschen Soldaten gehört habe, wie mit den Gefangenen in Russland umgegangen wurde und mit den Juden dort, so haben das auch andere ja mitgekriegt. Und jetzt sagen die Meisten ja: „Nee, wir wussten das nicht.“

F.B.: Ich danke Dir ganz herzlich für dieses Interview!

**Detern ist ein gut 1000 Einwohner zählendes Dorf im südlichen Ostfriesland (Kreis Leer).*

[...] = aus Verständnisgründen nachträglich ergänzt.

Fokke Bohlsen,
1965 in Detern –
Barge/Ostfriesland
geboren und aufgewachsen.

Dort auch Schulbesuch und kaufmännische Ausbildung.
1985–1987 Zivildienst in der Pflege,
Städtische Kliniken Oldenburg (Oldb).

1987–2004 angestellt bei der Genossenschaftsrechenzentrale Norddeutschland in Lehrte.
Seit 2004 Angestellter im Nachfolgeunternehmen GAD eG (IT-Dienstleister) in Münster.



Fokke Bohlsen

Meine Jugendjahre in Potsdam in der Zeit des Nationalsozialismus

Von Günter Zwanzig

Geboren wurde ich, Günter Zwanzig, am 1.5.1932 in Hendon, einem Stadtteil von London. Dort war mein Vater für insgesamt zehn Jahre für Siemens Großbritannien tätig. Im Frühjahr 1938 entschloss er sich aber, zur Siemens Hauptverwaltung nach Berlin-Siemensstadt zu wechseln. Auf Wunsch meiner Mutter nahmen meine Eltern eine Wohnung in Potsdam, weil dort ihre Familie beheimatet war.

Gewohnt haben wir vom Frühjahr 1938 bis zur Zerstörung durch Bomben im April 1945 in einem schönen „Stadtpalais“, in einer 200 m² großen Wohnung. Das ganze Haus war nur um ein Fünftel kleiner als das Erlanger Schloss. U.a. wohnten darin der Regierungsvizepräsident und unterm Dach ein Schuhmachermeister, dessen Sohn Wolfgang mein Freund war.

Leben als Künstlerkind

Arthur Krebs, mein Großvater mütterlicherseits, geboren 1875 in Ostpreußen als Sohn eines Bäcker- und Fleischermeisters, kam 1892 nach Potsdam. Er wurde Ausbilder in der Unteroffiziersschule in der Jägerallee. Bald hat er eine echte Potsdamerin kennen und lieben gelernt und geheiratet. Er war sehr musikalisch, hat sich selber das Geigenspiel beigebracht; beide Großeltern waren in Potsdamer Kulturleben präsent. Das war für die damalige Zeit eine enorme Leistung, denn „bildungsmäßig“ gehörte mein Großvater nicht zu den Privilegierten.

Mein Großvater war preußisch-konser-

vativ und nannte Hitler nur den „Anstreicher“. Meine Großmutter hingegen meinte, nur durch den Nationalsozialismus sei Deutschland wieder groß geworden.

Auch meine Mutter hatte ihres Vaters musikalische Begabung, konnte an der Universität der Künste studieren und wurde Opern- und Konzertsängerin. Sie sagte mir später immer, sie hätte bei ihrem Studium große Förderung gerade durch jüdische Professoren und Künstler erhalten, deshalb habe sie nie die Judenfeindschaft nachvollziehen können.

Von beiden, vom Großvater und von der Mutter, habe ich in meiner Jugend ernste Musik, Unterhaltungsmusik, Militärmusik kennen gelernt und verinnerlicht. Auch später im Gymnasium hatten wir einen ausgezeichneten Musiklehrer. Von ihm ist mir vor allem in Erinnerung, dass wir uns einmal mit russischer Musik befassen sollten; das war 1945. Er gab uns zu verstehen, dass er unsere Abneigung nachvollziehen könne, aber wir sollten doch einmal unvoreingenommen die Musik auf uns wirken lassen, womit er Erfolg hatte.

Dass meine Mutter von den Nazis als Sängerin „reaktiviert“ wurde, das hat uns in den Kriegsjahren manchen Vorteil eingebracht und uns auch vor Anfeindungen geschützt. Mit dem Orchester „Oberkommando der Luftwaffe“ in Potsdam-Eiche gab sie über 50 Konzerte im ganzen Land Brandenburg, u.a. bei den Musikfestspielen in Bad Freienwalde, in der Philharmonie Berlin und bei einigen Höhepunkten für Potsdam im Konzerthaus. Das letzte große Konzert fand im Januar 1945 statt. Ein Zitat aus Mutters Tagebuch 2005: „Uns

war damals nicht klar, dass wir auch dem Regime dienten, indem wir es für eine Weile den Menschen ermöglichten, in diese Traumwelt der Oper und Operette einzutauchen. Auch waren wir froh, wenn wir auf diese Weise der Arbeit in einer Rüstungsfabrik entgehen konnten.“

Nach dem Kriege hat sie eine zweite „Karriere“ erlebt: ab September 1945 wurden „Kulturschaffende“ gesucht. Sie sollten dazu beitragen, wieder Freude und neues Leben zu den Menschen zu bringen. Zahlreiche bekannte Künstler machten mit. Unter schwierigen Umständen fuhren sie auf die Dörfer. Es gab keine Bezahlung, sondern die Vergütung erfolgte „in Lebensmitteln“. Die Bewohner in den Dörfern spendierten sie „als Eintritt“ zu den Veranstaltungen.

Nationalsozialismus in Potsdam – eine fremde und feindliche Welt

Ich als 6-jähriger Junge mußte also im Frühjahr 1938 aus einer englischen Vorschulklasse in die Potsdamer Volksschule Nr. 6 „Am Kanal“ wechseln. In London hatte ich noch Abschied gefeiert mit einer lebhaften Klassengemeinschaft, umsorgt von lieben und verständnisvollen Nonnen (St. Joseph's German Convent-Dernbacher Schwestern, AD). Ich hatte durch die Londoner Vorschulklasse dort schon Freunde gewonnen; und englische Kinder waren damals unbeschwert und fröhlich.

Mit der Einschulung in Potsdam am 2. Mai 1938 kam ich in eine ganz andere Welt. Aufgrund meiner Erziehung und des familiären Umfeldes sowie meiner Kindheit in England empfand ich die Atmosphäre im Frühjahr 1938 in Potsdam als fremd und feindlich. Ich war für die Gleichaltrigen „der Engländer“ und reagierte natürlich so, dass ich England verteidigte und hoch hielt. Immerhin war es mir ja in England

sehr gut gegangen, ich hatte durch die Vorschulklasse Freunde gewonnen.

Unser deutscher Klassenlehrer Winkler war ein richtiger Prügelpädagoge. Deshalb sangen wir den „Egerländer Marsch“ in Abwandlung: „Morgens wenn es achte schlägt, kommt der Winkler angefegt, mit dem Rohrstock unterm Arm, haut die Kinder windelwarm ...“ Meinen ersten Konflikt mit ihm hatte ich kurz nach der Einschulung, als er erklärte, wir hätten jetzt einen „Führer“ und müssten stets mit dem „saluto romano“ (ironischerweise „Deutscher Gruß“ – „Heil Hitler!“ genannt) grüßen. Er fragte, ob es alle verstanden hätten. Da meldete ich mich und sagte: „Ich brauche das nicht zu machen, ich habe meinen König in England!“ Nur der glückliche Umstand, dass der Rektor ein Kriegskamerad meines Großvaters war und der Sache keine weitere Bedeutung beigemessen hat, hat Schlimmeres verhindert.

Eines Tages musste ich auch für meine Mutter einen Brief zu einer NS-Frauenschaftsführerin in die Waisenstraße 42 bringen. Sie fragte mich scheinheilig nach England aus, und als ich ihr Positives berichtete, machte sie mich „zur Sau“, und ich lief weinend nachhause.

Die Situation verbesserte sich erst, als meine Mutter als Opern- und Konzertsängerin „reaktiviert“ wurde. Sicher hat sie sich in gewisser Weise damals auch für das Regime in Dienst gestellt, weil ja die Soldaten und besonders die Verwundeten, aber auch die gesamte Bevölkerung durch Kunstdarbietungen abgelenkt werden sollten. Meiner Mutter blieb aber keine Alternative, entweder hätte sie in die Fabrik gehen müssen, oder man hätte ihr unser Dienstmädchen Gertrud weggenommen. So erlebte sie eigentlich den beruflichen Höhepunkt ihres Lebens.

Mit 10 Jahren mussten wir zum Jungvolk.

Das Jungvolk war eine eigenartige Mischung von politischer Indoktrination (jeweils mittwochs) und Elementen der Jugendbewegung (samstags mit Geländespielen). Um der politischen Beeinflussung zu entgehen, schufen eines Tages mein Klassenfreund und sein Bruder eine Nische. Sie gründeten das (Modellbau-Flieger-Fähnlein), und wir konnten mittwochs in einem Lagerraum im Hinterhaus (Luisenstraße) in aller Ruhe basteln. In erster Linie nahmen wir uns Sperrholz und „Rudel 333“ (Klebstoff) in unseren Aktentaschen mit, um zuhause damit unseren Neigungen nachgehen zu können. Die Geländespiele waren dadurch für uns – trotz allem Zwang – leichter zu ertragen.

Irgendwann mussten wir auch Ende 1944 in dem Filmpark Babelsberg auftreten. Dort mussten wir in Jungvolk-Uniform unter dem Titel „Jugend Europa“ eine Treppe herunter über die Bühne laufen und eine Treppe auf der anderen Seite wieder heraus stürmen.

Kurz vor Kriegsende kam auch der Polizeipräsident von DOLEGA zu uns und sagte in meiner Gegenwart zu meiner Mutter: „Wenn Potsdam belagert wird, werden Sie uns auf der Bastion als Krankenschwester verbinden und Günter wird mein persönlicher Melder“. Meine Mutter antwortete nur: „Wenn es soweit ist, werden Sie unter den ersten sein, die abhauen!“ Es gab darauf eine erregte Auseinandersetzung.

Etwa ab 1944 musste meine Mutter zusätzlich in der Schlichtungsstelle der Deutschen Arbeitsfront mitarbeiten (Ortsgruppenleiter war ihr Tanzstundenbekannter). Eines Tages kam es zum Eklat. Eine russische Fremdarbeiterin hatte sich bei ihr über äußerst schlechte Behandlung beklagt. Meine Mutter stellte in den Akten fest, dass tatsächlich die Arbeitgeberin, eine hohe NS-Funktionärin, ihre Angestellten

stets schlecht behandelt hat. Sie schrieb daraufhin, dass wir doch diejenigen, die hier gleichsam zu Gast seien, gut behandeln müssten. Der Aktenvermerk ging kommentarlos heraus, weil „Bubi“ unterwegs war. Es gab einen großen Skandal. Meine Mutter musste aufs Polizeipräsidium. Sie verteidigte sich damit, dass sie Künstlerin und die Musik für sie international sei. Blond und blauäugig, war sie der Typ der 1920er und 1930er Jahre und verstand es, charmant aufzutreten. Nach einer Beratungspause wurde plötzlich ein großes Buffet aufgeföhren, meine Mutter hatte wieder einmal Glück gehabt.

Jüdische Mitbürger habe ich damals in Potsdam nur einmal bewusst wahrgenommen, als schon im Krieg drei Personen an der Ecke Charlottenstraße / Waisenstraße standen und einen gelben Judenstern trugen. Als ich zuhause nachfragte, was das bedeuten solle, gab man mir zu verstehen, ich solle solche Fragen nicht stellen, sonst käme ich ins „Konzert-Lager“ (was ich durchaus mit einer furchterregenden Vorstellung verband). Ich war keineswegs anti-jüdisch erzogen worden. Meine Mutter erzählte mir gerne, dass wir in Hendon bei Mrs. Israel eingekauft hätten. Sie hatte ein blaues und ein graues Auge und hatte mich besonders in ihr Herz geschlossen.

Mein Vater verstand es, bei politischen Themen ausweichende Antworten zu gebe; „Wenn wir den Krieg noch nicht verloren haben, können wir ihn immer noch gewinnen.“ Auf der Rückfahrt vom Büro traf er sich in der S-Bahn oft mit Dr. von Dittfurth, der bei Siemens in Erkner tätig war (bekannt ist sein Sohn Professor Hoimar von Dittfurth und seine Enkelin Jutta (von) Dittfurth). Beide schimpften dann mächtig auf die Nazis und den unsinnigen Krieg. Zum Glück hatte keiner zugehört und beide denunziert.

Ich war ein Junge, der gerne lachte, wenn er etwas komisch fand, was allerdings überhaupt nicht im Sinne meiner Lehrer lag. So wurde ich bis zur Flucht aus Potsdam (1948) ständig mit Arrest, Eintragung ins Klassenbuch und Benachrichtigung der Eltern bestraft.

Im Herbst 1938 erkrankte ich an Scharlach, hatte in der Folgezeit viele Male Mittelohrentzündung. So habe ich in der Schule viel gefehlt, und es bestand Gefahr, dass ich das Schulpensum nicht schaffen würde. Mein Großvater gab mir Nachhilfeunterricht. Und er erreichte es, dass im Zeugnis bestätigt wurde, ich hätte den gesamten Stoff nachgeholt und sei in bestimmten Fächern sogar weiter als der Klassendurchschnitt.

Im Frühjahr 1942 kam ich nach bestandener Aufnahmeprüfung zusammen mit meinem Klassenfreunde Norbert Brandt in die Sexta des Viktoria-Gymnasiums (jetzt Helmholtz-Gymnasium). Seit der Gründung und Namensgebung 1878 durch die liberal erzogene Prinzessin Victoria hat sich das Viktoria-Gymnasium solchen freiheitlichen Geist erhalten, der jetzt in der Hitlerzeit „aufmüpfig“ wirken musste. Am Gymnasium herrschte strenge Disziplin. Wir durften nur vom Hof aus das Gymnasium betreten. Wenn jemand dennoch den für die Lehrer reservierten Weg durch die vorderen Türme nahm und vom Hausmeister erwischt wurde, bekam er von ihm eine Backpfeife. Ansonsten aber wurden Züchtigungsmittel kaum eingesetzt. Unsere Lehrer zügelten uns in erster Linie durch ihr großes Wissen. Angeblich sollen aufgrund einer Dotation der preußischen Krone, welche auch später fortgeführt wurde, nur wissenschaftlich besonders ausgewiesene Lehrer ans VG berufen worden sein. Pädagogisch gesehen, stellte unser

Lehrerkollegium die „Feuerzangenbowle“ bei weitem in den Schatten.

Die Zerstörung Potsdams im April 1945

Allmählich nahmen die Luftangriffe auf Berlin zu. Oft heulten die Sirenen, und ich wurde aus dem Schlaf gerissen, damit wir rechtzeitig in den Luftschutzkeller kamen. Mitunter wurden wir im Luftschutzkeller angefeindet: „Da fliegen nun Eure Freunde!“ Meine Eltern wurden sogar bei der Stadt angezeigt, sie würden BBC abhören und bewusst nicht verdunkeln, um den feindlichen Bombern den Weg zu zeigen. Zum Glück hielt Potsdams Oberbürgermeister schützend seine Hand über uns, und es wurde alles niedergeschlagen.

Es dürfte aufschlussreich sein, dass allein in meiner Klasse zwei Eltern meiner Mitschüler am geplanten und leider fehlgeschlagenen Sturz Hitlers am 20. Juli 1944 beteiligt waren: Hannah von Bredow, Mutter unsres Klassenfreunds Leopold Bill von Bredow und Adolf Friedrich Graf von Schack, Vater unsres Klassenfreundes Adolf Friedrich von Schack. Major Graf von Schack wurde im Januar 1945 im Zuchthaus Brandenburg ermordet. Hannah von Bredow hatte man sich für die „Zeit nach dem Endsieg“ „aufgespart“, da man sie damals als Enkelin von Otto von Bismarck nicht angreifen wollte.

In unserer Klasse befanden sich zwei Pfarrerssöhne, Nikolaus Kleinau und ab 1945 Hans-Jürgen Iskraut. Ersterer war eigentlich immer ernst, so dass wir ihn „Pater Niko“ nannten. Erst später erfuhr ich den Grund: Sein Vater war als Pfarrer am Oberlinhaus sehr besorgt um seine taubstummenblinde Schützlinge und versuchte bei Besuchen der Nazis die besonders Kranken zu verstecken, damit sie nicht im Rahmen des Euthanasie-Programms ermordet wur-

den. Hans-Jürgen Iskraut war schon in jungen Jahren ein begabter Organist – später Kirchenmusikdirektor. Ich fuhr gerne mit ihm sonntags zu Gottesdiensten nach Michendorf und anderen Kirchen der Umgebung mit.

Anfang 1945 war Potsdam noch eine Art „Idylle“. Außer den täglichen Angriffen der Bomber auf Berlin hatten wir die Grausamkeit des Krieges in seiner ganzen Fülle noch nicht erlebt. Aber es gab schon einschneidende Anzeichen: unzählige Flüchtlings-Trecks wälzten sich durch die Breite Straße, wir mussten zwei Familien aus Frankfurt/Oder in unsere Wohnung aufnehmen, unser Viktoria-Gymnasium war Lazarett geworden, wir hatten Unterricht in der damaligen „Wilhelm-Frick-Schule“ (heute Einstein-Gymnasium). Und damals, kurz vor meinem 13. Geburtstag, mussten wir Schüler mehrfach zum Ausheben von Schützengräben nach Geltow (gegenüber von Caputh). Die Soldaten amüsierten sich über uns.

Ab dem 12.4.1945 wurde Potsdam immer wieder bombardiert; ganz in der Nähe von uns ging eine Luftmine herunter. In der Nacht zum 14.4. mussten wir wieder in den Luftschutzkeller in unserem Hause. Bomben fielen ganz nahe vom Haus, das Licht erlosch, nur Kerzen gaben etwas Schein, die Erde bebte, und wir beteten das „Vater unser“. Ein Glück, dass unser Haus solide gebaut war, sonst hätten wir nicht überlebt.

Nach der Entwarnung eilte mein Vater sofort in die Holzmarktstraße 1 zu meinem Großvater. Er holte ihn unter den Trümmern hervor und brachte ihn zu uns. Mein Großvater musste im Bett liegen, da ein Holzsplitter seinen Rücken verletzt hatte. Zum Glück wohnte in unserem Hause – über uns – Dr. Betz, der sich um ihn kümmerte. Meinen gleichaltrigen Vetter hatte es so

stark getroffen, dass er bald starb (er hatte einen Arm und ein Bein verloren). Ich habe ihn noch heute als großen, kräftigen blonden Jungen vor Augen. Es war für mich wohl das erste Mal, dass der Tod mir so unverhofft nahe kam.

Am 21.4. beobachteten meine Mutter und ich auf dem Wilhelmsplatz (heute Platz der Einheit) mit „frischen“ Bärten verkleidete und auf Motorrädern aus der Stadt flüchtende Nazi-Größen. In diesen Tagen war es gefährlich, auf die Straße zu gehen. Benzin gaben sie trotz Bitten meiner Mutter uns nicht (wir hätten nämlich unseren Mercedes nutzen können, der wegen der englischen Rechtssteuerung nicht requiriert worden war). So fand ich das Auto Mitte Mai völlig ausgeschlachtet und zerstört am Ruinenberg wieder.

Ich kann nicht mehr genau sagen, wann der Ring um Potsdam geschlossen wurde (irgendwie muss ja der damalige Oberbürgermeister von Schloss Lindstedt aus am 25. April noch herausgekommen sein). Jedenfalls wurden wir ab dem 21. April unter Artilleriebeschuss genommen. Achtmal schlug bei uns die Stalinorgel ein (zum Glück auf der Nordseite – die Keller befanden sich auf der anderen Seite) und riss ein großes Loch in das Haus. Vor allem das Heulen der Stalinorgeln war schrecklich.

Wir verbrachten fast die ganze Zeit nur noch im Keller. Alle waren nervlich angegriffen. Der irische Setter („Tasso“) unserer Hausbesitzerin war so sensibel geworden, dass dieses schöne Tier sofort zu winseln und zu jaulen anfang, wenn man ihm in die Augen schaute.

Wenn Menschen nach Brot anstanden, kamen russische Flugzeuge (Rata) und schossen in die Menge. Unter Lebensgefahr fuhr mein Vater zum Proviantamt (Persius-Speicher), wo ein Lastkahn mit Lebensmitteln freigegeben worden war. Bei ei-

ner solchen Gelegenheit stürzte er vom Fahrrad und zog sich eine schwere Kopfverletzung zu. Diese bewahrte ihn in den letzten Kriegstagen vor dem Wahnsinns-Einsatz beim „Volkssturm“.

In der Nacht vom 27. auf den 28. April 1945 begann der militärische Sturm auf Potsdam. Wieder hatten wir unter heftigem Artilleriebeschuss und Stalinorgeln zu leiden. Mit schnell gezimmerten und sehr stabilen Holzbrücken überquerten die Panzer der Roten Armee die zerstörte Freundschaftsinsel. Wir waren das erste Haus, welches die Panzer erreichten). Vier Soldaten – total betrunken – kamen in unseren Keller: „Uri, Uri ...“. Sie nahmen allen den Schmuck ab. Nur die Mutter meines Freundes blieb verschont, weil sie ein kleines Baby hatte. Zum Glück hatten wir Lydia, eine junge Bjelorussin, bei uns, die bei einem Nachbarn als Dienstmädchen tätig war. Sie war ein sehr freundlicher Mensch, und wir alle im Hause hatten uns gut mit ihr verstanden. Sie sprach mit den Soldaten einige Worte russisch, um die Frauen vor dem Schlimmsten (Vergewaltigungen) zu bewahren. Als die nächste Gruppe Rotarmisten kam, wäre es beinahe zum Eklat gekommen. Ein betrunkenener Rotarmist zückte plötzlich seine Pistole und schrie Lydia an: „Du Schwein hast bei Deutschen gearbeitet!“ Ich erinnere mich, dass wir alle sehr um Lydia besorgt waren und irgendwie versuchten, sie zu schützen. Lydia blieb gefasst, sagte, wir sollten uns keine Sorgen machen, sie würde ja alles verstehen und würde uns ein Zeichen geben, wenn es gefährlich würde. Ich bin froh, dass es Lydia bei Dr. Betz gut hatte.

Bis zum 1.5.1945. hat sich die deutsche Wehrmacht noch in einem Teil Potsdams gegen die Rotarmisten zur Wehr gesetzt. Hier will ich mit meinen persönlichen Erinnerungen enden.

Ich füge noch einen Bericht ein, den meine Mutter im Februar/März 2005 verfasst hat. Erinnerungen an das Jahr 1945 in Potsdam und an den Wiederaufbau des Kulturlebens nach 1945.

„Ende April 1945:

Ein grausamer Krieg ist beendet.

Mittellos, ohne Heim, ohne Geld, ohne Wäsche zum Wechseln, etc. stehen wir da. Stehen wir da, nur das nackte Leben. Und nicht nur wir allein. Alle haben die schrecklichen Bombenangriffe, die Stalinorgeln und Granaten, Schüsse aus den Bordkanonen der russischen Flugzeuge erlebt. Wir saßen beengt, zitternd, ja betend im Keller, bittend um das Leben, vor allem um das eigene Leben, welches nun – bewusster – einen ganz anderen Wert hatte. Es forderte aber auch heraus zum Kampf: leben wollen – arbeiten!

Wenn man mit ansehen muss, wie das eigene Heim abbrennt – auf der anderen Straßenseite beim damaligen Lyzeum stehend –, dann ist man so hilflos. Man kann nichts tun, die Flammen vernichten zusehends alles, was lieb und vertraut war. Das Feuer ist unerbittlich, nicht aufzuhalten. Man ist kraftlos. Man kann nicht einmal mehr weinen. Und man geht von dannen, weiß nicht mehr wohin, wie der nächste Tag aussieht – wir lebten zwischen den Schulbänken im Lyzeum –, aber man hat sein eigenes Leben und das der Familie gerettet. Man muss sehr tapfer sein. Und dann dazu noch die Angst vor Übergriffen der russischen Soldaten. Wir hatten uns mit Ruß angemalt, um möglichst abstoßend auszusehen.“

Aus heutiger Sicht habe ich durchaus Verständnis für Persönlichkeiten wie Willy Brandt oder Stefan Heym, die auf alliierter Seite gegen Deutschland gekämpft haben. Es ist ein Missbrauch von Werten wie Vaterland und Nation, wenn man fordert, ei-

nem verbrecherischen Regime bis zum bitteren Ende und gegen die eigene Überzeugung „dienen“ zu müssen. Ich weiß nicht, ob ich bereit gewesen wäre, gegen England zu kämpfen.

Eine kürzere Fassung erschien in der Zeitschrift „Die Schwarzburg“, Heft 3/2014, S. 25–28. Wir danken Hans Paul, dem Redakteur, für sein freundliches Einverständnis mit dem Abdruck des Artikels.

Günter Zwanzig,
1932 geboren am
1. Mai als Sohn des
Dr. Ing. Walter-
Zwanzig und seiner
Ehefrau Erika, geb.
Krebs in Hendon
(London).
Ab 1937 Besuch der
Preparation Class
St. Joseph's Con-
vent in Hendon



Günter Zwanzig

(Arme Dienstmägde Jesu Christi – AD-Dernbach) 1938 Umzug nach Potsdam. Dort 1938–1942 Besuch der Volksschule Nr.6 (am Kanal). 1942–1948 Besuch des Staatl. Humanistischen Viktoria-Gymnasiums Potsdam (jetzt Helmholtz-Gymnasium). 6. Mai 1948 Konfirmation in Potsdam in der Friedenskirche (Garnisonkirchen-Gemeinde). Am 13. Mai politisch bedingter Wegzug nach Mülheim/Ruhr, Besuch des Staatl. Humanistischen Otto-Pankok-Gymnasiums mit Abitur am 04. März 1952. Umzug nach Erlangen. Studium der Rechtswissenschaften in Erlangen, Freiburg/Breisgau, Bonn und Göttingen. 1956 Erstes Juristisches Staatsexamen in Erlangen. Referendarzeit in Mittelfranken Studium der Geographie, Geologie, Biologie in Erlangen und Mainz 19. März 1962 Promotion zum Dr. jur., an der Georg-August-Universität zu Göttingen. Diss:

Die Fortentwicklung des Naturschutzrechtes in Deutschland nach 1945 (bei Prof. Dr. Werner Weber). 26. April 1962 Zweites Juristisches Staatsexamen. Tätigkeit als Rechtsanwalt und Fortsetzung des Studiums der Naturwissenschaften.

1963 Bezirksplaner an der Regierung in Stade/Elbe (Niedersachsen). 1964 Tätigkeit im Kultusministerium Rheinland-Pfalz in Mainz (Abt. Kirchen und Abt. Allgemeine Kulturpflege; Referent für Rechtsfragen der Allg. Kulturpflege sowie für Naturschutz und Denkmalpflege). Ernennung zum Regierungsrat am 01.12.1956; zum Oberregierungsrat am 01.12. 1968; zum Regierungsdirektor am 01.12.1970.

1970 Teilnahme am Internat. Kurs für die Planung und Verwaltung von Nationalparks und ähnl. Einrichtungen (Diplom der Universität Michigan und des U.S. National Park Service). 1972 Wahl zum Oberbürgermeister (SPD) der Großen Kreisstadt Weißenburg i. Bay (Amtszeit vom 01.07.1972 bis zum 30.04.1984). 1974 Wahl in den Bezirkstag Mittelfranken (bis Herbst 1986).

1976 Heirat mit Pfrn. Karin von Taboritzki (2. Oktober). Geburt der Kinder Christofer (1978) sowie Johanna und Elisabeth /1979). 1984 ab 1. Mai Geschäftsführer der Evangelischen Erziehungsstiftung Nürnberg, zugleich Verwaltungsleiter (Kanzler) der Evangelischen Hochschule Nürnberg bis 2000. 1985 Tätigkeit als Lehrbeauftragter für Natur- und Umweltschutzrecht an der Bayerischen Beamtenfachhochschule Hof (mehrere Jahre). 1997 Umzug nach Erlangen.

Im Ruhestand vorrangig Arbeiten und Publikationen im Bereich der Studentengeschichte. Zuvor zahlreiche Publikationen (besonders juristischen Inhalts) zu Fragen des Natur-, Umwelt-, Heimat- und Planungsrechtes. Außerdem unmittelbar nach 1989 Kommunalberatungen in Potsdam, Hohenstein-Ernsttal und Sebnitz.

Desertion als Beitrag zum Frieden*

Von Ludwig Baumann

Sehr geehrte Damen und Herren, es freut mich sehr, dass ich hier sein darf, um über mein Leben, meine Verfolgung, unseren langen Kampf um Rehabilitierung und Krieg und Frieden heute sprechen kann.

Vor 92 Jahren wurde ich in Hamburg geboren. Meine Eltern kamen beide aus sehr armen Verhältnissen, und mein Vater hatte es mit großem Fleiß in Hamburg zu einem Besitz gebracht. Mit 14 kam ich in die Maurerlehre. Ich bin nicht in die Hitler-Jugend gegangen, obwohl ich massiv dazu gedrängt wurde. Mit 15 starb meine Mutter. Da ist mir wohl eine Welt zusammengebrochen, denn ich habe an meiner Mutter sehr gehangen. Ich fing dann an, zu rebellieren und mich zu verweigern.

Anfang Februar 1941 wurde ich zur Kriegsmarine eingezogen. Schon in der Grundausbildung habe ich Befehle verweigert. Wenn ich mal wieder dran war, für Vorgesetzte Stiefel zu putzen, habe ich das nicht getan. Dafür musste ich „strafexerzieren“ und „Strafwache“ schieben. Ich hätte es sicher leichter haben können, aber habe es nicht anders gekonnt.

Ich kam dann nach Bordeaux zur Hafenkompagnie. Viel zu bewachen gab es da nicht, außer Beutegut, denn die westlichen Alliierten hatten die Häfen blockiert. Ich kann mich erinnern, dass Hitler im Radio und in den Wochenschauen „Lebensraum für das deutsche Volk im Osten“ forderte und ich mich – ganz unpolitisch wie ich war – gefragt habe, was das denn für die Menschen, die dort im Osten leben, bedeutet. Sollen sie nun vertrieben werden oder Schlimmeres? Die Wehrmacht hat die Län-

der Europas überfallen, eins nach dem anderen und dann auch die Sowjetunion. Das war für mich ein Schlüsselerlebnis. Wenn wir in die Soldatenkinos gingen, dann wurden im Vorspann die Bilder von Siegesmeldungen gezeigt: Hunderttausende sowjetische Kriegsgefangene auf freiem Feld eingekesselt bis zum Horizont – ein Blitzsieg sollte das ja werden, genau wie vorher in Polen und Frankreich. Und dann kam der frühe und extrem kalte Winter 1941. Da erfroren auch deutsche Soldaten. In der Heimat liefen daraufhin Kleidersammlungen; aber die liefen nur für deutsche Soldaten. Wir, mein Freund Kurt Oldenburg – auch aus Hamburg – und ich, haben uns gefragt, was ist denn nun mit den russischen Kriegsgefangenen, die mit leichter Kleidung auf freiem Feld, zu Hunderttausenden, zu Millionen ausharren mussten? Die müssen ja alle erfrieren und verhungern! So war es dann auch. Wir haben uns dann gesagt: Diesen Krieg wollen wir nicht mitmachen. Wir wollten keine Menschen töten, keine Verbrechen begehen und ganz einfach leben.

Da kam der Gedanke auf, zu desertieren. Wir hatten Freundschaften zu den Franzosen im Hafen, die vom beginnenden Widerstand waren und uns bei der Desertion helfen wollten. Sie gaben uns Zivilkleidung und fuhren uns über Nacht zur innerfranzösischen Grenze. Wir wollten im Morgengrauen hinüber ins unbesetzte Frankreich und sind dabei einer deutschen Zollstreife in die Arme gelaufen. Die hielten uns für Franzosen, wollten uns aber mitnehmen. Sie hatten ihre Gewehre umgehängt, und wir hatten entscherte Pistolen in der Tasche. Wir haben es nicht über uns gebracht, davon Gebrauch zu machen. Wir wurden

nach Bordeaux zurückgebracht und dort zum Tode verurteilt. Ich war zehn Monate in der Todeszelle, Tag und Nacht an Händen und Füßen gefesselt. Jeden Morgen, wenn die Wachen wechselten, dachte ich, sie holen mich jetzt raus. Es war so ein Grauen, das mich bis heute verfolgt. Dabei waren wir nach sieben Wochen begnadigt worden, weil mein Vater Beziehungen zu Großadmiral Raeder hatte. In der Marine wurden Verurteilte im Allgemeinen nicht begnadigt, ich glaube auch nicht von Raeder, was mit dem Ersten Weltkrieg und den Meutereien in der Marine zusammenhing.

Wir wurden gefoltert, auch darum, weil wir die französischen Freunde vom Widerstand nicht verraten haben. Aber auch, weil wir mit Spaniern, die als Geiseln dort waren, einen Ausbruchversuch unternommen hatten. Es waren ca. 90 Geiseln, Männer, aber auch Jungen von zehn, elf, zwölf Jahren dabei. Ungefähr drei Wochen nach diesem misslungenen Ausbruchversuch wurden die Angehörigen auf den Gefängnishof gebracht, um sich zu verabschieden. Da konnte ich durch das Gitter meiner Gefängniszelle die Frauen und Mütter sehen, die ihre Kinder und Männer in die Arme nahmen und schrien und sie nicht loslassen wollten. Und ich sah Soldaten der Wehrmacht, die sie brutal auseinander rissen. Sie wurden alle umgebracht, auch die Kinder.

Von Bordeaux aus kam ich dann ins KZ Esterwegen im Emsland und dann nach Torgau. Wir waren ja „wehrunwürdig“ und sollten in Torgau überprüft werden, ob wir körperlich und charakterlich wieder geeignet waren, Soldat zu werden. Torgau an der Elbe war mit über 60.000 Gefangenen das größte Wehrmachtsgefängnis Deutschlands. Über 1.300 Gefangene wurden erschossen, enthauptet oder erhängt. Viele Tausend gingen an den Haftbedingungen

und Folter zugrunde. Dort traf ich meinen späteren Freund Johann Lukaschitz. Er hatte dicke Hand- und Fußketten, seine Gelenke bluteten, und die Ketten scheperten über die Steine, wenn er zum Krankenrevier musste. Als ich ihn zum letzten Mal traf, sagte er zu mir: „Nie wieder Krieg!“ Das ist mir fürs Leben ein Vermächtnis geblieben. Tage später wurde er in Halle enthauptet. – Auch Erschießungen im Wallgraben musste ich zur Abschreckung miterleben.

Die Torgauer überlebten, kamen zu den Strafbataillonen an die Ostfront. Diese Strafbataillone wurden nur noch dort eingesetzt, wo mit der sogenannten „verbrannten Erde“ alles niedergemacht worden war. Kaum ein Einwohner der Dörfer hat das überlebt. Aber auch von uns hat fast keiner überlebt; auch mein Freund Kurt Oldenburg nicht. Ich wurde verwundet, kam nach Brünn ins Lazarett und konnte überleben. Ein tschechischer Arzt, der dort dienstverpflichtet war, behandelte meine Verwundung so, dass sie nur langsam heilte, und dass ich dort fast bis zum Kriegsende bleiben konnte. Wenn das herausgekommen wäre, wäre das als Selbstverstümmelung ausgelegt und schwer bestraft worden. Einer meiner Kameraden sollte zurück ins Strafbataillon. Das wollte er natürlich nicht. Deshalb hat er sich dann im Bad, wo auch die Heizung war, eine ganze Schüssel kochendes Wasser über den nackten Körper gegossen, nur damit er dort nicht wieder hin musste. Wenn einer von uns schwer verwundet war, dann haben wir ihn oft beglückwünscht, weil er vielleicht nach Haus kam und überleben kann. Sehr wenige von uns haben den Krieg überlebt.

Nach dem Krieg haben wir gehofft, dass unser Widerstand anerkannt werden würden. Aber wir wurden nur als Feiglinge, Kriminelle, Vorbestrafte beschimpft und

bedroht. Ich konnte es nicht ertragen, habe mich öffentlich zu Wort gemeldet. Da wurde ich dann von ehemaligen Wehrmachtangehörigen zusammengeschlagen. Als ich zur Polizei ging, um Anzeige zu erstatten, wurde ich dort noch einmal zusammengeschlagen. Mein Vater hat dies alles miterleben müssen. Er ist dann 1947 verstorben, wohl auch aus Kummer. Ich war so sehr elend und traumatisiert, dass ich dann mit anderen zusammen in einigen Jahren seinen ganzen Besitz vertrunken habe. Die anderen, die mitgetrunken haben, waren sicherlich auch kriegsbeschädigt.

Ich bin nach Bremen gekommen und habe meine Frau kennengelernt. Ich habe mich aber nicht fangen können, habe weiter getrunken. Vielleicht konnte ich nicht anders. Dann ist meine Frau bei der Geburt unseres sechsten Kindes gestorben. Erst von da an habe ich die Verantwortung für meine Kinder und mich übernehmen können.

Meine Kinder habe ich alleine aufgezogen und bin dann in die Friedens- und EinWeltbewegung gekommen. Heute frage ich mich, warum ich denn dort hingekommen bin? Sicherlich auch, weil ich diesen Vernichtungskrieg als Opfer erlebt habe, und weil ich Hungern und Verhungern grausam miterleben musste.

Im Oktober 1990 haben wir unsere Bundesvereinigung gründen können. Wir waren 37 alte Menschen, darunter als einzige Frau Luise Röhrs aus Bremen. Zum 20. Juli 1944 hatte sie als Luftwaffenhelferin gesagt: „Schade, dass das Attentat misslungen ist, sonst hätten wir bald Frieden.“ Sie wurde denunziert und zum Tode verurteilt. Nach dem Wortlaut ihres Urteils sollte sie „ausgemerzt“ werden. Sie wurde aber begnadigt und hat überlebt.

Fast alle Gründungsmitglieder waren gebrechlich, die meisten mussten von ihren Angehörigen schon zur Gründungsver-

sammlung begleitet werden. Seitdem kämpfen wir für die Rehabilitierung, für die Aufhebung unserer Urteile und für unsere späte Würde. Wir sind im Bundestag und in dessen Ausschüssen immer wieder gescheitert. Die Argumente der CDU/CSU-Fraktion waren immer, dass wir nicht rehabilitiert werden könnten, weil damit alle Soldaten der Wehrmacht ins Unrecht gesetzt würden, und dass damit die Moral der Bundeswehr untergraben würde. Die Ablehnung unserer Forderungen hatte immer einen Bezug zur Gegenwart. Wohl auch darum war die Rehabilitierung so schwer.

Hilfreich waren für uns die Grundsatzurteile des Bundessozialgerichts vom 11. September 1991 und das Urteil des Bundesgerichtshofs vom 16. November 1995, die die Urteile der Wehrmachtjustiz gegen uns als „Blutjustiz“ brandmarkten. Erst aufgrund einer Entschließung der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland wurde 1996 ein neuer Antrag für unsere Rehabilitierung in den Bundestag eingebracht. Der erste Punkt lautete: Der Zweite Weltkrieg war ein Angriffs- und Vernichtungskrieg, ein vom nationalsozialistischen Deutschland verschuldetes Verbrechen. Das war ein historischer Durchbruch für unseren Kampf um Rehabilitierung.

1998 hatte Bundesjustizminister Schmidt-Jortzig einen Gesetzentwurf erarbeiten lassen, nach dem alle NS-Unrechtsurteile aufgehoben werden sollten – natürlich auch unsere. Denn zwei Drittel aller Todesurteile der gesamten Nazi-Justiz sind ja gegen Deserteure gefällt worden. Die Grünen und die SPD haben den Gesetzentwurf noch verbessert. Am 4. März 1998 war die erste Lesung im Bundestag, bis dahin ging noch alles gut. Aber dann, am 27. Mai 1998, wurde die Rehabilitierung unserer Opfer aus dem Gesetzentwurf gestrichen, und einen Tag später wurde das Gesetz in dritter Le-

sung verabschiedet. Wir waren so enttäuscht, wir hatten so gekämpft und konnten es einfach nicht fassen. Doch dann kamen im Herbst 1998 der Regierungswechsel und eine rot-grüne Regierung. Die neue Bundesjustizministerin Herta Däubler-Gmelin hat mir damals sofort schriftlich versprochen, dass unsere Urteile pauschal aufgehoben werden. Aber dann führte die NATO Krieg gegen Jugoslawien, gegen das Völkerrecht, ohne UNO-Mandat. Deutschland war dabei, obwohl die Wehrmacht schwerste Kriegsverbrechen gegen die Serben begangen hatte. Außenminister Fischer und Verteidigungsminister Scharping gaben vor, ein zweites Auschwitz verhindern zu wollen. Welch eine schamlose Verhöhnung der Auschwitz-Opfer!

Frau Däubler-Gmelin hat weiter zu uns gehalten, konnte aber unsere Rehabilitierung im Kabinett nicht durchbringen. Da haben wir uns erstmals an die PDS gewandt. Deren Bundestagsfraktion hat dann klugerweise den damaligen Gesetzentwurf der SPD-Bundestagsfraktion, als diese noch in der Opposition war, wörtlich übernommen und in den Bundestag eingebracht. Da ist dann – zu unserem Glück – der SPD eine Panne passiert. Bei der ersten Lesung des Gesetzes im Mai 2001 hat die SPD-Fraktion zu Protokoll gegeben: „Dieser Gesetzentwurf ist das Papier nicht wert, auf dem er steht, nicht die Zeit wert, die man gebraucht, um ihn abzulehnen.“ Sie hatte übersehen, dass es ihr eigener, früherer Gesetzentwurf war. Das war natürlich ein großes Versehen, das auch in die Öffentlichkeit kam. Dafür hat sich SPD später förmlich entschuldigt, so dass schließlich im Mai 2002 unsere pauschale gesetzliche Rehabilitierung beschlossen werden konnte – außer Kriegsverrat.

Die offizielle Begründung, warum die Urteile wegen Kriegsverrats nicht aufge-

hoben werden sollten, war ein Skandal. Es hieß dort, trotz der vielen tausend Urteile, die aufgehoben werden, können einige Straftatbestände nicht aufgehoben werden. Es wurden exemplarisch vier genannt: Misshandlung von Untergebenen, Plünderung, Kriegsverrat und Leichenfledderei. Damit wurden die Kriegsverräter in einen kriminellen Zusammenhang gestellt. Später wurde wissenschaftlich nachgewiesen, dass sie ehrenwerte, edle Motive hatten. Noch schlimmer vor der Geschichte war aber eine zweite Begründung, die von Bundesjustizministerin Zypries sogar noch im Jahr 2006 wiederholt wurde. Danach bedeutete Kriegsverrat „eine nicht auszuschließende Lebensgefährdung deutscher Soldaten“. Dabei hätten Millionen von Zivilisten und KZ-Insassen nicht mehr zu sterben brauchen, wenn mehr Kriegsverrat begangen worden wäre.

Und was gibt es auch heute besseres, als den Krieg zu verraten? Kriegsverrat ist eine Friedenstat. Der langjährige UNO-Bauftragte für das Menschenrecht auf Nahrung, Prof. Jean Ziegler, beschuldigt unsere reichen westlichen Länder des millionenfachen Mordes an den Armen, weil wir der übrigen Menschheit zu unserem Vorteil eine Weltwirtschaft aufgezwungen haben und weiter aufzwingen, bei der jeden Tag, auch heute, bis zu hunderttausend Menschen elendig verhungern. Und diese Menschheitsverbrechen werden natürlich auch mit Kriegen verteidigt.

Schon in den 60er, 70er Jahren, des letzten Jahrhunderts haben die USA über drei Millionen Vietnamesen getötet und haben davon bis zu hunderttausend grausam mit Napalm ermordet. Was haben die Vietnamesen ihnen denn getan, dass die USA diese Verbrechen begangen haben? Und ich meine, auch die heutigen Kriege sind nicht weniger grausam und verbrecherisch.

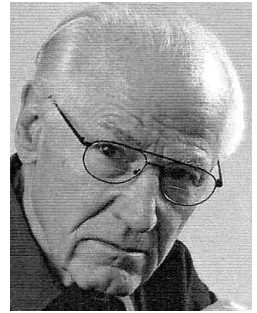
Was haben wir zum Beispiel in Afghanistan und am Hindukusch militärisch zu verteidigen? Was haben wir da zu suchen? Was wäre denn, wenn die armen Länder militärisch stärker wären und ihre Interessen militärisch am Rhein, an den Alpen oder in Nordamerika verteidigen würden? Wie ist es überhaupt möglich, dass ein Oberst Klein ein Massaker an über hundertvierzig Zivilisten befohlen hat, aber dafür nicht schwer bestraft, sondern zum General befördert wurde? Welch ein schlimmes Zeichen für künftige Kriege und Kriegsverbrechen!

Wir in diesem reichen Land, von keinem bedroht, und mit unserer Geschichte, wir sind aufgerufen zu gewaltfreiem Handeln, uns einzusetzen für Gerechtigkeit, für das Leben und für den Frieden.

**Überarbeitete Fassung der mündlichen Ansprache in der Gedenkstunde für den Frieden, Volkstrauertag, 17.11.2013, Rathaus der Stadt*

Greven. Die Grevener Zeitung und die Neue Westfälische berichtete am 17. Nov. 2013

Ludwig Baumann, Jg. 1921, Desertion als Wehrmachtsoldat im Juni 1941, Verurteilung zum Tode. Nach 10 Monaten Haft in der Todeszelle „begnadigt“ zur weiteren Strafverfolgung ins KZ Esterwegen, von dort Überstellung



Ludwig Baumann

nach Torgau/Fort Zinna, von dort aus zur „Front-Bewährung“ ins Strafbataillon 500. Durch glückliche Umstände, infolge Verwundung/ Lazarettaufenthalt, den Krieg überlebt. Seit den 80er Jahren aktiv in der Eine-Welt- und Friedensbewegung, seit 1990 Gründungsmitglied und Vorsitzender der Bundesvereinigung Opfer der NS-Militärjustiz e.V. (vgl. vita bei wikipedia).

Die Protestantin Elisabeth Schmitz und ihre Denkschrift „Zur Lage der deutschen Nichtarier“

Widerständig glauben und leben

Von Gabriele Lüdecke-Eisenberg und Gerhard Lüdecke

Wir wollen mit unserem Beitrag deutlich machen, dass Elisabeth Schmitz durch ihre vielfältigen theologischen Diskussionsbeiträge, vor allem durch ihre Denkschrift „Zur Lage der deutschen Nichtarier“, durch ihr insistierendes Nachfragen und opponierendes Bezweifeln, durch ihren praktischen Einsatz in der Hilfe für Verfolgte und durch ihre theologischen Einsichten ein herausgehobener Platz als be-

deutende protestantische Persönlichkeit des 20. Jahrhunderts gebührt, und dass sie als erste Hanauerin zu Recht von dem Staat Israel die höchste Auszeichnung erhalten hat, die einer Christin verliehen werden kann: Sie ist im Herbst des Jahres 2011 als „Gerechte unter den Völkern“ geehrt worden.

Wir stellen unsere Ausführungen unter das Wort des Schriftstellers und Auschwitzhäftlings Primo Levi: „Es ist geschehen, und folglich kann es wieder geschehen: Darin liegt der Kern dessen, was wir zu sagen haben.“

Wer ist Elisabeth Schmitz ?

Sie wird in der Blütezeit des deutschen Kaiserreichs am 23. August 1893 in Hanau als 4. Kind und als die jüngste von drei Töchtern in einer großbürgerlich-wohlhabenden Familie geboren. Ihre Mutter ist Hanauerin; der Vater stammt aus Mönchengladbach und unterrichtet als Gymnasialprofessor an der Hohen Landesschule.

Elisabeth Schmitz besucht ebenso wie die beiden älteren Schwestern 9 Jahre lang die Private Höhere Mädchenschule in Hanau und wechselt 1909 nach Frankfurt-Sachsenhausen an die Schillerschule, wo sie 1914 das Abitur besteht.

Mit dem Beginn des Sommersemesters 1914 studiert sie in Bonn zwei Semester Deutsch, Geschichte und Religion und ab dem Sommersemester 1915 in Berlin die beiden Hauptfächer Geschichte und Religion und als Nebenfach Deutsch. Zu ihren akademischen Lehrern gehören so überragende Gelehrte wie die Theologen Adolf von Harnack, Ernst Troeltsch und der berühmte Historiker Friedrich Meinecke. Bei ihm wird sie im März 1920 mit einer Arbeit zur preußischen Geschichte promoviert. Sie besteht das Staatsexamen und schreibt sich vom Wintersemester 1921/22 bis zum Wintersemester 1923/24 weiter als Studentin für das Fach Theologie ein.

Ihren wichtigsten akademischen Lehrern, Friedrich Meinecke, Adolf von Harnack, und deren Familien bleibt sie zeitlebens freundschaftlich verbunden.

Sie leistet ihren Vorbereitungsdienst als Studienassessorin in Berlin und wird dort 1929 zur Studienrätin ernannt. Sie arbeitet ehrenamtlich als Synodale, kandidiert bei den letzten Kirchenwahlen und ist im Juli 1933 Mitglied der erweiterten Leitung der Gemeinde, zu der die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche gehört.

Sie erfährt die Veränderung der politi-

schen Verhältnisse in ihrer persönlichen Umgebung. An ihrer ersten Schule, einem Oberlyzeum in Berlin-Mitte, wird die Schulleiterin wegen ihrer Zugehörigkeit zur SPD am 1. April 1933 entlassen.

Elisabeth Schmitz erweist sich von Anfang an als eine sehr kritische und aufmerksame Beobachterin der geänderten politischen Verhältnisse und der Reaktionen der Kirche. Ihre Enttäuschung über die Haltung der Kirche bringt sie bereits am 18. April 1933 in einem Brief an den bekannten Schweizer Theologen Karl Barth zum Ausdruck: „Jedenfalls sind die lahmen, über und über in Watte gepackten Äußerungen der Kirchenbehörden nur dazu angetan, einen völlig verzweifeln zu lassen.“

Wie sehr die Kirche nach Elisabeth Schmitz' Verständnis ihren Verkündigungsauftrag missversteht, wird in dem Brief vom 1. Januar 1934 an Karl Barth deutlich, wenn sie schreibt:

„Was die Kirche am nötigsten braucht, ist weder ein neues Bekenntnis, noch die Verfassung, noch theologische Auseinandersetzung über Volk u. Rasse, sondern ganz einfache, schlichte, selbstverständliche christliche Liebe. Auf keinem Gebiet hat die Kirche u. die deutsche Christenheit so rettungslos versagt wie auf diesem.“

Am 1. Oktober 1933 nimmt sie eine befreundete Ärztin in ihrer Wohnung auf, die als evangelische Christin jüdischer Herkunft ihre Kassenzulassung und damit ihre Existenzgrundlage verloren hatte. Sie setzt mit diesem Akt christlicher Nächstenliebe ihre eigene Existenz aufs Spiel. Eine andere Frau, ebenfalls Mitglied der Dahlemer Gruppe der Bekennenden Kirche, wird später wegen „freundschaftlichen Verkehrs mit Juden“ in das Konzentrationslager Ravensbrück eingewiesen.

Der Druck auf Elisabeth Schmitz nimmt zu: Sie muss auf Verlangen des neuen

Schulleiters, eines Parteigenossen, auf ihren Antrag vom 5. März 1935 die Schule Ostern 1935 wechseln.

Sie wird denunziert, da sie es ablehnt, die neue Flagge zu hissen und den Hitlergruß zu entbieten, den die Lippische Landeskirche bereits am 11. September 1933 ihren Pfarrern im Dienst und außerhalb des Dienstes vorgeschrieben hatte. Ihr wird die Nichtzugehörigkeit zum nationalsozialistischen Lehrerbund vorgehalten. Eine ihrer Kolleginnen ist dem Druck des neuen Regimes nicht gewachsen und begeht Suizid. Im Herbst 1937 wird Elisabeth Schmitz von einem Parteimitglied wegen des Zusammenwohnens mit ihrer jüdischen Freundin denunziert und am 4. Oktober 1937 durch die Partei verhört. Die Berliner Parteileitung verlangt ihre Entfernung aus dem Schuldienst. Ihre vorgesetzte Behörde schützt sie und missachtet den Willen der Partei.

Als profunder Historikerin und Theologin ist Elisabeth Schmitz bekannt, wie tief verwurzelt Antipathien gegen die Juden in der Gesellschaft sind. Antijudaismus gehört nicht erst seit dem 19. Jahrhundert oder gar mit dem Auftritt des Nationalsozialismus zum kulturellen Bewusstsein. Sie weiß sehr wohl, dass Antisemitismus, der ja in der Theologie kaum als grober Rassismus auftritt, eher in metaphysischem oder psychologischem Gewand in der christlichen Theologie von Anfang an als konstitutionelle Versuchung vorhanden war. Die fast 2000 Jahre alte christliche Judenfeindschaft ist über die Liturgie, den Ort gelebten Glaubens und Quelle theologischer Erkenntnis sowie über Gebete und fromme Bräuche tief in die Mentalität eingedrungen.

Immanuel Kant bezeichnet die Juden einmal als „Vampire“. Selbst Theodor Fontane ist nicht frei von antijudaistischen Empfindungen. Von Theodor Mommsen ist die –



Elisabeth Schmitz

später von den Nationalsozialisten zum Schlagwort erhobene – Formulierung überliefert, die Juden seien ein Element der Dekomposition. In einem als „vertraulich“ gekennzeichneten österlichen Sendebrief schreibt Otto Dibelius, der Generalsuperintendent der Kurmark, in seinem Rundbrief Nr. 2 vom 3. April 1928 an seine Pfarrer:

„Ich habe mich trotz des bösen Klanges, den das Wort vielfach angenommen hat, immer als Antisemiten gewusst. Man kann nicht verkennen, dass bei allen zersetzenden Erscheinungen der modernen Zivilisation das Judentum eine führende Rolle spielt.“

Selbst einer der führenden Theologen der Bekennenden Kirche, Walter Künneth, schreibt, am Kreuze Jesu sei das Volk Israel zerbrochen. Es sei zum Volk des Fluches geworden. Gott habe es verworfen, weil es Christus verstoßen habe.

Elisabeth Schmitz wäre – anders als Mar-

tin Niemöller – nie auf den Gedanken gekommen, ihre Stimme bei den Reichstagswahlen vom 5. März 1933 der NSDAP zu geben. Sie erkennt sehr bald, dass der nationalsozialistische rassistische Antisemitismus ein entscheidend wichtiges Ziel enthält, das über den Rahmen des christlichen Antijudaismus hinausgeht: Es ist jetzt das jüdische Volk, das vernichtet werden soll. Das bedeutet, dass die Massensterbe, die im Namen des rassistischen Antisemitismus durchgeführt werden sollen, nunmehr vom Staat selber ausgehen, während im christlichen Staat im Mittelalter die Gewalt gegen Juden vom Pöbel ausgegangen war. Sie nimmt mit Erschrecken wahr, dass sich die meisten Deutschen, auch die Juden, in der – wenngleich nicht mehr ganz unangefochtenen – Sicherheit wiegen, es mit einem vertrauten Bündel von Einstellungen und Auffassungen zu tun zu haben. Sie sind sich offensichtlich dessen nicht bewusst, dass sich mit dem Nationalsozialismus die Sprache verändert hat, und dass sie nicht mehr in der Lage sind, die Botschaft des neuen Antisemitismus zu entschlüsseln. Nur von sehr wenigen wie Elisabeth Schmitz wird die nationalsozialistische Judenpolitik als das gesehen, was sie ist: eine Politik der Gewalt und der Vernichtung. Sie erkennt hellsichtig und sehr viel früher als die meisten Zeitgenossen, was den Antisemitismus der braunen Machthaber von dem älteren, auf kulturelle Abgrenzung bedachten Antisemitismus der Kaiserzeit und der Weimarer Republik unterscheidet: sein Drang zum Handeln und seine mörderischen Konsequenzen.

Elisabeth Schmitz ist seit September 1934 Mitglied der Bekennenden Kirche. Sie gehört zu der sehr aktiven Gruppe berufstätiger und alleinstehender Frauen, die sich durch relative Selbständigkeit, finanzielle

Unabhängigkeit, durch einen hohen Bildungsgrad und hohe Berufsqualifikation auszeichnet.

Sie versucht, dem Rad in die Speichen zu greifen. Unmittelbar nach der 3. Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche in Augsburg vom 4.–6. Juni 1935 verfasst sie nach einer reichsweiten Orgie antisemitischer Gewalt während der Sommerferien in Hanau anhand von zahlreichen Unterlagen – insgesamt 25 verschiedenen Publikationsorganen – ihre 19 Seiten umfassende Denkschrift „Zur Lage der deutschen Nichtarier“. Das tagtägliche Mitverhaftetsein in die Ausgrenzungserfahrungen ihrer bei ihr wohnenden „nichtarischen“ Freundin Martha Kassel, deren Bruder und anderer Freunde und Bekannter, die frühe Lektüre der Werke von Karl Barth und der intensive briefliche Gedankenaustausch mit ihm sind die wesentlichen Koordinaten, die Elisabeth Schmitz' Denken und Handeln in dieser Zeit bestimmen.

Mit ihrer Denkschrift setzt sie ein einzigartiges Zeichen der Menschlichkeit inmitten des Grauens. Sie ergänzt sie im Mai um einen Nachtrag, der die durch die Nürnberger Gesetze verschärfte Lage der Juden berücksichtigt.

In dem Brief an Karl Barth vom 16. Juli 1936 benennt sie ihre Motivation für die Abfassung der Denkschrift:

„Was ich will, ist vor allem dies: daß ich nicht als Privatperson XY einigen mir zufällig erreichbaren Pfarrern Material gebe, sondern, daß die Kirche erkennt, daß es sich um ein Gebiet handelt, das sie angeht, u. daß sie meine Arbeit in irgendeiner Form als einen ihr erwiesenen Dienst annimmt.“

In den Erläuterungen zu ihrem Wiedergutmachungsantrag vom 28. Juni 1950 schreibt sie ergänzend:

„Ich wollte mit meiner Denkschrift aufklären über die Lage der Nichtarier, die

damals (1935/36) weitgehend unbekannt war, und dadurch die Bekennende Kirche aufrufen zu ihrem Amt und zum Widerstand gegen die antichristlichen Maßnahmen des Staates. Um eine genügende Zahl von Exemplaren zu haben, kaufte ich mir einen Vervielfältigungsapparat, zog die Denkschrift selbst in 200 Exemplaren ab und gab diese Exemplare der Vorläufigen Leitung der Bekennenden Kirche, den Landes- und den Provinzialbruderräten, soweit ich Beziehung zu ihnen herstellen konnte, und einigen einflußreichen Persönlichkeiten.“ Zu diesen Persönlichkeiten zählen Dietrich Bonhoeffer und Karl Barth.

Was Elisabeth Schmitz damit formuliert, ist die Einsicht, dass das Bedürfnis, Leiden selbst deutlich werden zu lassen, Bedingung aller Wahrheit ist. Humane Rationalität ist in diesem Kontext nicht ohne die Erinnerung an Leid und Unrecht möglich.

Sie setzt in der Tat ihre Hoffnungen schon ganz früh auf die Kirche und schreibt am 12. Februar 1934 an Karl Barth: „Gereicht es der Kirche nicht zur Ehre, wenn man von ihr grundsätzlich mehr verlangt, als von allen diesen Institutionen?“

Sie ruft in ihrer Denkschrift ihre Kirche geradezu flehentlich auf, sie möge die praktischen Konsequenzen aus dieser Denkschrift ziehen, das erlösende Wort zu den nichtarischen Brüdern sprechen und sich ihres Wächteramtes nach Hesekiel 3,17f. besinnen. Dort heißt es: „Du Menschenkind, ich habe dich zum Wächter gesetzt über das Haus Israel.“

In der Einleitung zur Denkschrift schreibt sie: „Vor nunmehr bald 2 ½ Jahren ist eine schwere Verfolgung hereingebrochen über einen Teil unseres Volkes um seiner Abstammung willen, auch über einen Teil unserer Gemeindeglieder.“ Diese Wendung „... Teil unseres Volkes ...“ gewinnt im Kontext der von der NS-Ideologie für verbind-

lich erklärten antisemitischen Denkweise eine besondere Bedeutung. Die von ihr gewählte Formulierung ist ein vorweggenommener Protest gegen die nur wenige Tage nach der Fertigstellung der Denkschrift im September 1935 auf dem Nürnberger Parteitag beschlossenen Gesetze, insbesondere das Reichsbürgergesetz. Danach können Juden – ein weiterer Schritt zu ihrer völligen Dehumanisierung – keine Reichsbürger mehr sein. Vermutlich ist Elisabeth Schmitz, mit Personen des Widerstands in engem Kontakt stehend, von den gesetzgeberischen Plänen unterrichtet.

Sie führt als Nachweis für die Verhetzung der öffentlichen Meinung den berüchtigten Gauleiter von Franken, Julius Streicher, an, der auf einer Massenkundgebung aus Anlass des Boykotts vom 1. April 1933 gesagt hatte:

„Wir werden durch Gesetz dafür sorgen, dass sie, die nach uns leben, als Deutsche leben und nicht als Menschen, die aussehen wie Tiere.“

Sie weist auf die Folgen der Verhetzung hin, z. B. darauf, dass die jüdischen Einwohner im Regierungsbezirk Kassel es kaum noch wagen, auf die Straße zu gehen, und dass ihnen die Fensterscheiben eingeworfen werden und der Zugang zu Geschäften durch Plakate wie „Juden ist der Zutritt verboten“ verwehrt wird.

Besonders berührt sie als Pädagogin die Lage der Kinder. Sie schildert das Beispiel von jüdischen Kindern, denen von anderen Kindern die Hefte zerrissen werden und das Frühstücksbrot weggenommen und in den Schmutz getreten wird. Anklagend schreibt sie:

„Es sind christliche Kinder, die das tun, und christliche Eltern, Lehrer und Pfarrer, die es geschehen lassen.“

Sie schildert eindrucksvoll die seelische Not zweier jüdischer Kinder in folgendem

Beispiel: „Ein kleines Mädchen wagt auf der Straße nicht, an einem Pferd vorbeizugehen, das mit den Hufen auf dem Bürgersteig steht. Da sagt seine Schwester beruhigend: „Geh doch, das Pferd weiß ja nicht, daß wir jüdisch sind!“

Eindringlich weist sie auf die wirtschaftlichen Folgen des Ausschlusses von Juden aus vielen Berufen hin und schreibt: „Die Beispiele genügen, um zu zeigen, daß es keine Übertreibung ist, wenn von dem Versuch der Ausrottung des Judentums in Deutschland gesprochen wird.“

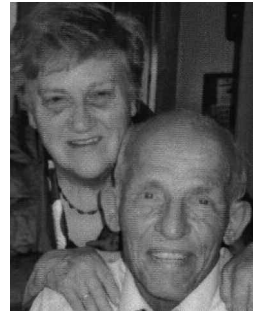
Fortsetzung folgt

Gabriele Lüdecke-Eisenberg, geb. Eisenberg; geboren am 28. Februar 1941 in Hanau, Studium in Marburg und Frankfurt, Realschulleh-

rerin, tätig überwiegend in Hanau und im Main-Kinzig-Kreis, Ruhestand seit Beginn des Jahrs 2001.

Gerhard Lüdecke, geboren am 26. Juli 1938 in Prenzlau/Uckermark, Studium in Hamburg und Berlin, als Richter am Landgericht Darmstadt und an den Amtsgerichten Groß-Gerau und Offenbach am Main tätig, Ruhestand seit August 2003.

Wir haben zwei Kinder, eine 1974 geborene Tochter und einen Sohn (Jahrgang 1978).



Gabriele Lüdecke-Eisenberg und Gerhard Lüdecke

Ferdinand Troxlers Brückenschlag

Christentum und Sozialismus

Von Reinhard Gaede

1. Für eine global solidarische Gesellschaft

In Luzern, im August 2003, waren wir Ferdinand Troxler zuerst begegnet beim Kongress der Internationalen Liga Religiöser Sozialist(inn)en. „Perspektiven einer global solidarischen Gesellschaft“ hieß sein Referat zur Einführung in das Seminar „Was tun?“ Es gab den Impuls für das ILRS-„Memorandum für eine gerechte ökologische und friedliche Gesellschaft“, das im September der Neuen Wege 2003 wiedergegeben wurde.

Es beginnt mit der „Vision einer Gesellschaft, in der alle Platz haben“.

Ferdis These, die sich mit dem Memorandum deckt, lautet: Ursache vieler Fehlentwicklungen „ist vor allem ein kapitalis-

tisches System, das den Profit und die Kapitalvermehrung statt den Menschen ins Zentrum stellt.“ Ferdi forderte „die Überwindung des Kapitalismus“. Statt einer herrschenden solle das Kapital eine „dienende Rolle“ einnehmen, sodass „die Wirtschaft dem Leben dient“. (53)

„Die Arbeit müsste Vorrang vor dem Kapital haben“. Damit stimmt er Karl Marx zu, der vom Kapital als „akkumulierter Arbeit“ spricht. Alternative zum kapitalistischen System sollte „eine sozial-ökologische Wirtschaftsdemokratie“ sein, wobei die Grundwerte der Französischen Revolution „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ (ergänzt durch „Frauenemanzipation, Ökologie und Drittwelt-Problematik“) zur Vollendung kämen. (54) Wirtschaftsdemokratie soll die betriebliche ebenso wie die ge-

samtwirtschaftliche Ebene erfassen als „Teilhabe am Eigentum“ und an „wichtigen Entscheidungen“. Für die Sozialpolitik werden „eine gerechtere Steuerpolitik sowie Sozialversicherungen“ gefordert. (55) In der Umweltpolitik sollten „ökologische Lenkungssteuern und Abgaben“ die Umweltverschmutzung zurückdrängen. Biologischer Landbau, Bodenpolitik und Energiewende, weg von Kernenergie hin zu erneuerbaren Energien, gehören auch dazu. Schon im Jahr 2003 wird auf Gefahren des Freihandels hingewiesen, der nur bei „Ländern mit ähnlichem Entwicklungsstand“ funktioniere. Kritisiert wird der Internationale Währungsfonds (IWF), der „ganze Gesellschaften in Armut und Elend stürzt, nur um die Zinszahlung an die Kapitaleigentümer leisten zu können“. Die Zählung des „Casino-Kapitalismus“ ist bei ihm schon 2003 ein Thema gewesen. Gefordert wird „Besteuerung von Devisentransaktionen“, „Bösendumsatzsteuer und Besteuerung von Spekulationsgewinnen aus dem Verkauf von Wertpapieren“. (57) Ebenso „Kapitalverkehrskontrollen“, „Abschaffung“ von „Steueroasen“ für „Drogenhändler und Steuerflüchtlinge“. Überschuldete Länder sollten aus der „Schuldsklaverei“ befreit werden, indem „Insolvenzregeln“ für sie gelten.

Damit wird der Politik der „Vorrang“ vor dem Markt gegeben und das „Gemein-

wohl“ als „zentraler Richtwert“ anerkannt. „Solidarität“ ist zu beachten, wobei „Subsidiarität“ bewirken soll, dass „persönliche Eigen-Verantwortung und Eigen-Initiative“ genügend Raum hat. Die Priorität für politische Aufgaben ist: „Schaffung einer Weltfriedensordnung, Kampf gegen Hunger, Elend und Arbeitslosigkeit, mehr Gerechtigkeit, Erhaltung der natürlichen Lebensgrundlagen, Partizipation der Menschen an der gesellschaftlichen Entwicklung“, wobei Diskriminierungen ausgeschlossen werden. Demokratisierung der UNO hat zur Folge, dass das Vetorecht der fünf ständigen Mitglieder im Sicherheitsrat ersetzt wird zugunsten „egalitärer Strukturen“. Im Sinne einer „Weltfriedensordnung“ wären Armeen der Staaten überflüssig, wenn die UNO das „Machtmonopol“ bekäme durch „eine schlagkräftige Interventionsinstanz“. Finanzielle Mittel würden damit „frei zum Aufbau einer gerechteren und menschlicheren Welt“. (59) Im kulturellen, religiösen und ideologischen Bereich ist „Aufklärungsarbeit“ zu leisten, damit sich „breite Volksschichten der eklatanten Widersprüche in unserer weltweiten Gesellschaft bewusst werden“. (61)

Damit ist schon die Vision Ferdi Troxlers beschrieben. Zum Kapitel „Publizistische Marksteine“ gehören außer dem Vortrag auf dem Kongress in Luzern auch das Ergebnis der Dissertation und ein Referat über die Bewegung der Arbeiterpriester in Frankreich.

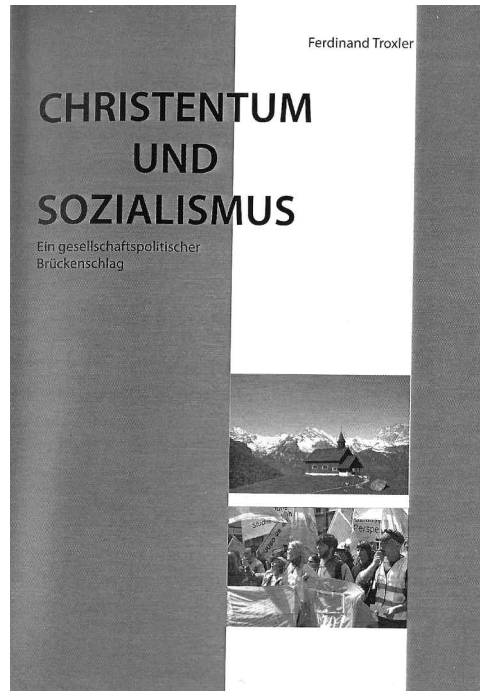
2. Eigentumslehren

Interessant waren für Ferdi die Eigentumslehre des Thomas von Aquin, weil die Katholische Soziallehre hier ansetzte und die Lehre von Karl Max, weil sich Millionen von Menschen auf ihn beriefen. Die Beziehung zwischen diesen Soziallehren sieht



Ferdi als „Konfrontation“. Thomas nimmt zwar Partei „für eine am „Gemeinwohl orientierte Privateigentumsordnung (27), aber der „Charakter der Notwendigkeit“ für diese steht nicht im Einklang mit der christlichen Tradition, die zwar keine Sozialdoktrin entwickelt hat, aber doch die Tradition der Gütergemeinschaft kennt. Immerhin hat sein am Gemeinwohl orientiertes Prinzip der Güterordnung angesichts kapitalistischer Missstände „gesellschaftspolitische Sprengkraft“.

Bei Marx sieht Ferdi „durchaus den Zugang zum modernen Demokratieverständnis im Sinne einer Regierungsform, die das ganze Volk am Meinungsbildungsprozess teilhaben lässt“. Wenn aus der „Diktatur des Proletariats“ eine „Diktatur der Partei“ wurde, lag das am Mangel des „Reifegrades der gesellschaftlichen Verhältnisse“. Marx sprach verächtlich von einem „rohen Kommunismus“, der die „Persönlichkeit des Menschen negiert“, und von einem „Staatskapitalismus“, wodurch das „Kapitalverhältnis nicht aufgehoben, sondern vielmehr auf die Spitze getrieben“ würde. Auch Friedrich Engels warnte vor einem System, „das den Staat an die Stelle des Privatunternehmers setzt und damit die Macht der ökonomischen Ausbeutung und der politischen Unterdrückung des Arbeiters in einer Hand vereinigt.“ Bei Mitbestimmungsrechten der Arbeitnehmer sieht Ferdi die von Marx erwähnte „menschliche Emanzipation“ verwirklicht. Wenn Engels schrieb: „Die sozialistische bzw. kommunistische Gesellschaft wird eine Wiederbelebung sein – aber in höherer Form – der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der alten Gentes“, würde das „ständige Aufgabe bleiben“. (30) Beide Denker sieht Ferdi als Angehörige verschiedener Welten. Gemeinsam sei ihnen die „Rehabilitierung der sinnlichen Wirklichkeit;



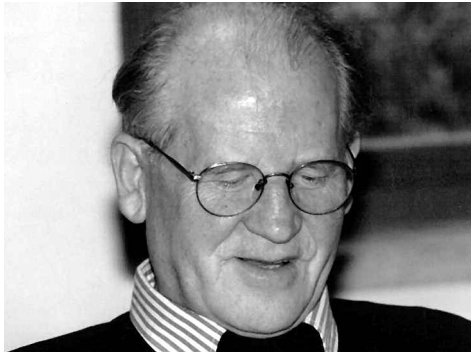
wie Aristoteles seien sie „antimystisch, realistisch, empiristisch, politisch“, „beide Denkrichtungen weisen über sich hinaus.“ (31) Ferdi ist es wichtig, dass die Ausbeutung der menschlichen Arbeit im Frühkapitalismus sich nicht auf Thomas berufen kann, da bei ihm „Arbeit zentral und Eigentum bloß Mittel“ ist. Ferdi beendet das Kapitel mit dem Plädoyer für eine „gemeinwirtschaftliche Ordnung“, die ein „freiheitliches Für und Miteinander der Menschen ermöglicht“ und dem „neutestamentlichen Geist der Bruderschaft näher“ steht „als eine noch so gebändigte kapitalistische Ordnung“. (36).

3. Die Arbeiterpriester

Das Referat über die Bewegung der Arbeiterpriester Frankreichs, veröffentlicht in Neue Wege Juni 1991, hielt Ferdi 1991

vor den“ Sozialistischen Kirchengossen Basel“. Nach dem Ersten Weltkrieg kamen junge Priester im Wehrdienst in Kontakt zu den Arbeitermassen, erfuhren, wie fremd ihnen die Kirche geworden war, verließen dann ihre Pfarrhäuser, zogen in Wellblechbaracken und wirkten in proletarischen Vierteln als Seelsorger.

Im Zweiten Weltkrieg, im Jahr 1942, wurden 800 000 französische Arbeiter in Arbeitslager nach Deutschland deportiert. Getarnt schlossen sich 25 Priester an, wur-



Ferdinand Troxler

den Arbeiter unter Arbeitern, einige gingen freiwillig getarnt in Konzentrationslager mit. In der Arbeiterbewegung sahen sie die Chance zur Überwindung der Klassengesellschaft des Kapitalismus. Sie engagierten sich in der Gewerkschaft, auch in der Friedensbewegung. Aber im Sept. 1953 gab der Nuntius von Paris bekannt, Rom habe beschlossen, das Experiment der Arbeiterpriester abzubrechen. Erst das Zweite Vatikanische Konzil unter Papst Johannes XXIII. brachte eine Wende. Am 23. Oktober 1965 – Johannes der XXIII. war bereits 1963 während des Konzils gestorben – wurde die Wiederezulassung der Arbeiterpriester beschlossen. 1985 wurden 359 Arbeiterpriester gezählt. Sie gehören

zu den Vorläufern der Befreiungstheologie. Henri de Lubac schrieb 1945: „Die Überwindung der Lage des Proletariats wird dem Mensch Gott nicht automatisch zurückgeben, aber sie ist die Voraussetzung dazu, dass Gott ihm zurückgegeben werde.“ (41)

4. Die Biographie Ferdinand Troxler

Eine biographische Einführung steht am Beginn des Buchs. Louis Kuhn, Ombudsmann des Kantons Basel- Landschaft, hat in einem Interview Ferdis Entwicklung sichtbar gemacht: „Vom Bauernbub über Börse, Philosophie, Theologie und Ökonomie zum engagierten Gewerkschafter und Sozialisten“. In Schlierbach, einem kleinen Dorf, etwa 30 km nördlich von Luzern, hat Ferdi, Jahrgang 1929, mit vier Geschwistern seine Jugend als „Sohn der Scholle“ verbracht. Fünf Jahre im Bank-Gewerbe, zuletzt in der Börsenabteilung, bewirkten eine Distanz von „Casino“-Kapitalismus. Er holte das Abitur nach, studierte Philosophie, Theologie und Ökonomie, promovierte dann in Ökonomie und Sozialwissenschaften mit einer Dissertation über die „Eigentumslehre bei Thomas von Aquin und Karl Marx“. Zur gleichen Zeit war er beschäftigt als Sekretär der Stiftung für Konsumentenschutz und als Handelslehrer. Zwei Jahrzehnte war Ferdi Pressesekretär und Redaktor beim Schweizerischen Gewerkschaftsbund, (SGB) zugleich „Bundeshaus-Journalist“ und beratendes Mitglied beim SGB-Präsium. Als Pensionär war er aktiv in der Sozialdemokratischen Partei und bei den Religiösen Sozialisten. Er ist verheiratet, Vater von drei Kindern und Großvater von sieben Enkelkindern. Er wohnt in Wabern bei Bern.

5. Publizistische Tätigkeit

Das Kapitel enthält Veröffentlichungen über „gewerkschaftliches Selbstverständnis“, über „Kapitalismuskritik und Zukunftsperspektiven“, über „Glaube und Politik“, „Anderweitiges“, „Festtägliche Worte, Gedankensplitter an Freund, Zitate“. Ein 4. Kapitel enthält Willy Spielers Würdigung des Autors.

In diesem Buch wird ein freiheitlich-demokratischer Sozialismus in der Arbeitswelt konkret, und Religiöser Sozialismus gibt Impulse für eine global solidarische Gesellschaft. Willy Spieler hat ein schönes Schlusswort geschrieben: „Wichtig war und ist für Ferdinand Troxler der Zusammenhang von Christentum und Sozialismus, insofern auf der einen Seite das Evangelium das Reich Gottes schon für diese Erde verheißt, und auf der anderen

Seite der Sozialismus sich aus Quellen speist, die er nicht selber hervorbringt. Eine diese Quellen sind die christlichen Biotope eines sozialen und politisch reflektierten Engagements. Mit Ferdis Worten: ‚Diese Welt braucht ... nicht nur gerechtere Strukturen, sondern auch einen »Wärme-strom«, wie es Ernst Bloch nannte, nämlich inneres Feuer, Liebe zum konkreten Menschen und zur ganzen Schöpfung‘. Oder mit Leonhard Ragaz gesagt: ‚Es muss mehr als Sozialismus geben, damit Sozialismus sein kann.‘“ (137)

Ferdinand Troxler: Christentum und Sozialismus. Ein gesellschaftlicher Brückenschlag. BoD – Books on Demand, Norderstedt, ISBN 978-3-7322-0118-1, 140 Seiten, Sfr. 19,50, Euro 13,30, beziehbar auch in elektronischer Form.

Niederbayerische Flussregion wehrt sich gegen Staustufen-Kanalisierung

Das Kreuz mit dem „Kreuz am Fluss“

Von Elmar Klink

Ende 2012, so ist einer Information des bayerischen Bundes Naturschutz (BN) zu entnehmen, hat die bayerische Regierung unter starkem Bürger(innen)druck (und vielleicht auch mit besorgtem Blick auf die Landtagswahl 2013, E. K.) begonnen, sich zu bewegen. Im Februar 2013 entschied sie sich sogar gegen eine bislang geplante aufwändige Staustufen-Kanalisierung an der unteren Donau zwischen Straubing und Vilshofen. Zumindest während Ministerpräsident Seehofers andauernder Legislatur soll die Donau in diesem ca. 70 km langen Flussabschnitt weiter frei fließen dürfen. Und dann? Wie-

der so ein bauernschlauer Hinhalte- oder Täuschungstrick der darin gewiss nicht ungeübten CSU? Die Diskussion über den kontroversen Ausbau und seine ökologische Optimierung – so die Mitteilung des BN weiter – wird weitergehen, bis alle Staustufenpläne endgültig vom Tisch sind (www.bund-naturschutz.de). Die Tatsache, dass die CSU gegen zahllose öffentliche Gutachten und vielfachen wie vielseitigen Bürgerinitiativ-Protest unbeirrt und stoisch an ihren Plänen für einen Donauausbau im Sinne der Wirtschafts- und Energielobby bis zuletzt festhielt, hat zwei Jahrzehnte lang viele Bürger und Bürgerinnen im gott-gesegneten Land der Niederbayern nicht

ohne bleibende Folgen gegen ihre Regierung aufgebracht.

Offensichtlich hat die häufig in solchen Fällen mit Erfolg populistisch agierende CSU den sich hartnäckig über Jahre halten den Protest und Widerspruch eines breiten Solidaritätsbandes in der Bevölkerung unterschätzt und die Beteiligten nicht gegeneinander ausspielen können. Das waren nach dem bewährten Muster in der CSU-Mitte die Aufrechten, links die Spinner, pfui Deifi, nicht zu knacken. Das zog sich bis hin zu demonstrativen Aktionstagen, jährlichen Donaukongressen, gut besuchten open air-Flussfesten und Protestschiff-Fahrten querbeet durch die niederbayerische Bevölkerung, seit 2008 auch zunehmend kontrovers durch die Reihen der CSU selbst. Heimat- und Anglervereine, Wandervereine, Berufsfischer, Vogelkundler, Fahrgastschiff-Kapitäne, katholische Landfrauen, Gemeindepfarrer, empörte Gastronomen und Touristikgewerbetreibende, Landwirte, Naturschützer(innen), Ortsvorstehende und Mandatsträger(innen) in Gemeinden und Kreisen, Kleinparteien wie die rührige ÖDP (Ökologisch-demokratische Partei), Sozis, Grüne, Freie und Nicht-Wähler(innen), Flusspiraten, Linke, Jung und Alt, Groß und Klein – all der punktuell versammelte Unmut machte sich zornig Luft, wenn es der geliebten Donau an den natürlichen Kragen gehen sollte. Nur so wird verständlich, warum im Punkt Flussausbau die Donauwellen zeitweise so hoch schlagen konnten, dass die CSU mächtig Wasser statt Bier schlucken musste.

Sogar maßgebliche Repräsentanten der Kirche wie der 87-jährige Abt und Benediktiner-Mönch Emmanuel Jungclaussen von der Abtei Niederalteich bei Deggendorf schlugen sich auf die Seite der Widerständler. Er ist der Initiator der Donaugebete und jährlichen Flussegnungen, von denen es

bislang 21 gegeben hat, jedes Mal begleitet von einem großen Auflauf Hunderter von Menschen und wie 2014 unter Teilnahme auch weiterer prominenter Kirchenleute wie etwa des Stellvertreters des Bischofs der Bayerischen Evangelischen Landeskirche und orthodoxer Vertreter. An vielen Stellen wurden und werden regelmäßig monatlich sog. Donaugebete abgehalten. Ökumenisch orientierte Gruppen wie der Ökumenische Aktionskreis „Lebendige Donau“ und andere Initiativen unterstützten seit Jahren auf nachdrückliche Weise den Protest gegen den industriell geforderten Flussausbau.

So bekam in der Symbolgestalt von Abt Jungclaussen der Bürger(innen)protest sozusagen ein „geistliches Zentrum“, und unter dem Symbol des Kreuzes am Fluss wurde der christlich wie kirchlich mitgetragene Ein- und Widerspruch zum Kreuz für die Partei mit dem C in ihrem Namen.

Es ließ sich zur Rettung des Prestiges kaum noch vermeiden, dass der politische Landesvater Seehofer – wenn auch erst spät – dem öffentlich viel geehrten Klostervater Jungclaussen einen Besuch abstattete und sich von dieser Begegnung, wie es danach in den Medien hieß, tief beeindruckt zeigte.

Szenenwechsel an das Donauufer, nicht weit von der Einfahrt in den neuen Straubinger Binnenhafen. Aus dem abendlichen Dunst und aufkommenden Nebel eines schon recht kühlen Novembersonntags taucht in der zunehmenden Dämmerung etwas gespenstisch die Silhouette eines großen Binnenlastkahns auf, einer dieser langen 1.500 Tonnen-Pötte, hoch im Wasser liegend, d. h. kaum beladen. Er zieht im Widerhall seines gleichmäßig tuckernden Diesels und verdrängter Wasserwellen seine bergan fahrende Bahn durch die leichte Flusskurve, vorbei an einer am Ufer ver-

sammelten Menschenmenge. Kurz vor der Einfahrt in den fast leeren Hafen verlangsamt er deutlich seine Geschwindigkeit und schleust sich allmählich an die Mole an, bis er steht und vertäut wird. Es ist mittlerweile fast dunkel, kalt, die Menschen der Gruppe stehen dicht gedrängt im Halbkreis um ringförmig aufgestellte Windlichter herum, in denen Kerzen flackern. Einige halten dünne brennende Kerzen oder Fackeln in den Händen, was ein wenig Wärme spendet. Eine kleine Musikant(innen)gruppe, um die Stirn LED-Lämpchen geschnallt,

sungen, danach erfolgt eine Terminansage. Nach noch etwas gedämpftem Geplauder wird sich schließlich herzlich voneinander in die vorweihnachtliche Zeit verabschiedet. Es ist die typische etwa halbstündige Zeremonie eines im Freien abgehaltenen sog. Donaugebetes, einer Flussandacht, wie sie zum festen Brauch der Menschen geworden ist, die sich im Geist der Bewahrung der Schöpfung gemeinsam an die Seite des bedrohten Flusses gestellt haben, der sonst keine solchen Fürsprecher hätte.

Die Donau, die sich fast 2.900 km – davon etwa 650 in Deutschland – einmalig durch eine Reihe europäischer Länder vom Schwarzwald bis zum Schwarzen Meer hinstreckt, ist in dieser Region Kultur prägende Lebensader, Bundes- und europäische Schifffahrtsstrasse, traditioneller Handelsweg. Sie ist gleichzeitig ein Ort für Freizeitaktivitäten, Badende in den Sommermonaten an den einladenden Kies- und Sandbänken, Angler, Wanderer, Ruhe- und Erholung Suchende, Radfahrer, Kanuten, Sportbootfahrer, wenige letzte Berufsfischer. Vor allem aber ist sie an und in den Altarmen und Nebenflussmündungen sowie naturbelassenen Auwäldern auch schützenswertes Refugium für eine einmalige Vielfalt an Vögeln, Fischen, Amphibien, seltenen Pflanzen, Orchideen etwa. Über Jahrhunderte schied sie als Trennlinie das Hinterland des Bayerischen Waldes mit seinen eher ärmlich auskommenden Waldbauern von der Ebene des reichen, fruchtbaren Gäu-Lößbodens mit seinen wohlhabenden Bauernfamilien. Man sieht es an den oft solitär stehenden schmucken großen Gehöften, man sieht es seinen Bewohner(inne)n auf den Volksfesten der Region an: je aufwändiger und verzierter das prächtige Gewand, desto deutlicher der Hinweis auf dessen Träger(innen) aus gut bestelltem Haus. Auch z. T. heute noch, wo sich diese



Donaukreuz

spielt eine christliche Weise, die Menschen singen dazu. In mehreren von verschiedenen Personen vorgetragenen kurzen Ansprachen werden Worte der Besinnung und Fürbitte und Wünsche ausgesprochen, die auf den Erhalt und Schutz des frei fließenden Flusses Donau gemünzt sind. Noch einmal wird zum Abschluss ein Kanon ge-

einstigen Standesunterschiede zunehmend nivellieren und im modernen Einheitsmodellook von populären Dirndl von der Stange, Kunstlederhosen und Pseudotrachtenhemden verschwinden.

Und doch ist die z. T. anzutreffende und wünschenswerte Naturidylle bedroht (gewesen) durch im Falle ihrer Umsetzung gravierend in das Natur-Fluss-Gefüge eingreifende Wasser- und Flussausbaumaßnahmen. Die – für viele endlich – verfügte Rücknahme dieser Pläne und Verständigung auf einen die Natur schonenden „sanften“ Ausbau für die Schifffahrt bedeutet für viele Menschen den ökonomisch wie ökologisch einzig sinnvollen Weg. Damit dürfte ein vorläufiger Schlussstrich unter einen jahrelang schwelenden Streit gezogen worden sein. Worum genau ging es dabei? Klassisch gesagt, um den Gegensatz zwischen ökologisch Natur erhaltenden und ökonomisch-industriellen, die Natur gefährdenden und zerstörenden Interessen. Nach vielen Vorschlägen, wechselnden Gutachten beider Seiten, unterschiedlichen Entwürfen, zahlreichen Anhörungen etc. blieben am Ende zwei Optionen übrig, hinter denen sich die jeweiligen Kontrahenten, Natur- und Landschaftsschützer(innen) auf der einen, wirtschaftspolitische Ausbaulobby auf der anderen Seite, scharten: die sog. Variante A, die eine begrenzte sanfte Lösung vorsieht mit lediglich einer zusätzlichen Reihe von wasserbaulichen Maßnahmen in Gestalt von vom Ufer in den Fluss ragenden Steinbuhnen und sog. Querwerken, die parallel zum Ufer verlaufen und aus nur wenig aus dem Wasser herausragenden schmalen langen Steinwällen bestehen. Beides gibt es bereits im Fluss und soll kombiniert werden mit Hochwasserschutzanlagen, Es geht an bestimmten Stellen um eine Erhöhung ihrer Anzahl. Beides hat den Zweck, das Wasser nur

leicht aufzustauen, also zu vertiefen und verlangsamen und das Geschiebe aus Geröll im Fluss zu regulieren. Die Variante C 280 sah demgegenüber vor, durch eine weitere Staustufe im Bereich der sog. Mühlhamer Schleife, einer eindrucksvollen 180° Wende des Flusses bei Deggendorf, und einen schnurgeraden betonierten Stichkanal mit Schleuse, den Fluss deutlich aufzustauen und zu verlangsamen sowie zusätzlich die Schritte wie nach Variante A mit einzubeziehen. Eine 9 km lange reizvolle Schleifendurchfahrt sollte dadurch auf 2,5 km verkürzt, die volle Schifffahrt auf max. 290 Tage im Jahr erhöht werden im Unterschied zu den 185 Tagen der Variante A und den 160 Tagen derzeit.

Zuletzt war es 2012 einer nochmals zu den schon verursachten Millionen Sachverständigengeldern zusätzlich 33 Mio. Euro verschlingenden EU-Studie (Hälfte EU-Gelder) unter Hinzuziehung von 100 Expert(inn)en überlassen, eine Gesamtprüfung der vorliegenden Optionen mit allen abzuwägenden Aspekten und relevanten Umweltdaten vorzunehmen, für die noch mal umfangreiche Messungen und Kartierungen durchgeführt wurden. Ein eigentlich überflüssiges Unterfangen, das bei Kritikern schon deshalb auf Widerspruch stieß, weil diese Fachleute alle gestellt wurden von der Betreiberin des Donauausbaus, der Rhein-Main-Donau AG (RMD), zu 77% eine Tochter des Energieunternehmens E.ON (die anderen knapp 23 Prozent teilen sich zu 14% die Lechwerke AG und 8,5% EnBW). Und wenn ein so riesiges Energieunternehmen, ein Monopolist neben den zwei verbleibenden hierzulande, sich im Wasser- und Schifffahrtsbau verdingt, dann muss sich das auch betriebs-, d. h. energie-wirtschaftlich rentieren. Immer wenn bei den anderen vorhandenen Staustufen der RMD zwischen Regensburg und Passau

wie bei Straubing Schleusenkanäle angelegt wurden, wurden daneben auch große Stau- und Kraftwerke errichtet zur Stromgewinnung. Sollte das der eigentliche Grund für einen weiteren Staustufenausbau gewesen sein, wie es der Niederalteicher Bürgermeister Josef Thalhammer vermutet und also gar nicht primär die Erhöhung der Schiffbarkeit und damit Transportkapazitäten? Und sollte das – weiter vermutet – im Umkehrschluss der kuriose Grund dafür sein, dass man das kombinierte Schleusen-Staustufen-Projekt seitens der Politik nach Abschluss der EU-Expertise wie eine heiße Kartoffel fallen ließ, weil es von der Energierendite her für die RMD nicht mehr lohnend war, da selbst die moderierte Variante C 280 keinen Bau eines größeren Stauwehres, sondern nur noch einer niedrigen Stützwelle vorsah?

Zumindest die Kritik des über 20 Jahre lang bis ins Jahr 2000 als Geschäftsführer des Hafensbetreibers von Deggendorf bei Straubing tätigen Carsten Kraus, spricht hinsichtlich der Transportgüterfrage und des Schiffsaufkommens deutliche Worte, die zu denken geben. Während die Ausbaubefürworter, also RMD, die Lobby der Politiker und beteiligten Baunternehmen, von einer zu erwartenden Erhöhung des Güteraufkommens und Warenverkehrs per Schiff ausgehen, auch gerade im Zuge der EU-Osterweiterung und vermehrten Ost-West-Handels, dämpft Kraus solche Erwartungen, ja widerspricht ihnen. Ein deutlich erhöhtes Güteraufkommen sei weit und breit nicht in Sicht. Kein einziges Brett sei während seiner Dienstzeit vom größten Sägewerk bei Deggendorf Richtung Rotterdam per Binnenschiff gegangen. Kein Holländer (gemeint ist ein holländisches Binnenschiff), so Kraus, fahre über den Rhein, Main, Donau bis ins Schwarze Meer, was sollte er auch transportieren? Vor

vielen Jahren schon großzügig gebaute Speicher und Lagerhäuser sowie Gleisanlagen für den Umschlag sind zumeist ungenutzt, verfallen. Die im Deggendorfer Hafen umgeschlagenen Waren seien vor allem Massengüter, Sonnenblumenkerne, Dünger, Erze, Kohle in eher begrenztem Umfang, dazu Steine, Erden, Holz- und Agrarprodukte. Das pauschale Argument, ein einziges Binnenschiff ersetze 90 Lkws auf der Strasse, sei unzutreffend. Die auf der Donau und der Strasse transportierten Güter seien nicht identisch. Das sei „eine ganz andere Logistik“. Von Rotterdam nach Odessa würde z. B. die Reise per Binnenschiff 1 Monat dauern, durch das Mittelmeer wäre das deutlich kürzer und billiger – von der Rückfahrt die Donau bergan ganz zu schweigen – und wird deshalb auch so gehandhabt. Ein Binnenschiff könne max. 20 Container transportieren, heutige Containerfrachter transportierten dagegen mehrere Tausend, sogar 15 - 20.000 die größten Schiffe. In den 1980er Jahren habe der Containerhandel nach Deggendorf durch eine Reederei in Odessa floriert, doch damit wäre nach dem Ende der Sowjetunion wieder Schluss gewesen. Von Deggendorf wäre der Transport per Lkw weitergegangen. Grund: Der wirkliche „Flaschenhals“ wäre der Main-Donau-Kanal, nicht die Ausbaustrecke zwischen Straubing und Vilshofen, dessen Brücken alle zu niedrig wären, da keine doppelte Lage Container auf Binnenschiffen darunter durchpassen würde. Zudem frieren winters die vielen Schleusenwerke dieses Kanals mit seinem Stehwasser häufig ein. Das umstrittene Jahrhundertbauwerk, eine Fehlkonstruktion? Kraus beklagt die Rechthaberei der Politiker, ihre Prestigejagd und Durchsetzungsmanie an der Realität vorbei, Hauptsache es gäbe lukrative Beschäftigung für das Baugewerbe. Ganz anders hören sich

die verlockenden Ausführungen eines der bestellten Wasserbau-Experten und Befürworters der großen, nun bis auf weiteres ad acta gelegten Ausbaulösung, Professor Rudolf Metzka von der Technischen Hochschule in Deggendorf, an. Er schwärmt, obwohl ansonsten der Devise anhängend, man könne nicht alle glücklich machen, in fabulierenden Tönen von einem zu erwartenden wunderschönen Naherholungsgebiet an der Mühlhamer Schleife, wenn diese von der Schifffahrt erst einmal abgekoppelt wäre. Denn immer noch 98% des Wassers der Donau würden über eine niedere, verstellbare sog. Stützwelle von nur max. 1,70 mtr. Höhe durch die Schleife – dann ein Altarm – fließen und nur 2% durch den Schleusenkanal. Diese sehr optimistische Modellbetrachtung trifft aber tatsächlich in Zeiten niedrigen Wasserstandes nicht mehr zu. Dann nämlich würde u. U. über Wochen kaum noch Wasser in die Schleife fließen, da es aufgestaut für den Betrieb der Schleuse gebraucht würde. Angler würden sich dort dann wohl kaum einfinden, da das Gewässer überwiegend zum Stehgewässer würde. Dieses erwärmt sich unter Sonneneinstrahlung deutlich stärker, als wenn es in Bewegung wäre, was zu Sauerstoffarmut, Verlandung, Verkrautung und Faulschlammabildung führt, für viele Fische aus dem mit etwa 50 Arten angegebenen Fischreichtum an der unteren Donau das Todesurteil. Auch Badende würden es sicher vorziehen, ihren Körper angesichts solch günstiger Bedingungen als Brutstätte für Stechmücken lieber nicht den sirrenden Blutsaugern auszusetzen. Und die Donau ist bekannt für das saisonale Wüten der quälenden Insekten. So manche, die sich im Sommer abends in einer der Donaugaststätten am Fluss einfinden, vermögen juckend ein Lied davon zu singen. Der Berufsfischer Johann Mayer aus Straubing,

der das Fischrecht hat, im aufgestauten Bereich des Straubinger Wehrs und einem Altarm als Ausgleichsfläche zu fischen, setzt noch eins drauf: die Sauerstoffreduktion durch übermäßige Erwärmung eines Stehgewässers halte im Grunde kein Fisch mehr aus, höchstens noch der asiatische Großkarpfen, Waller (Wels) oder Aal, die kein bewegtes Wasser bräuchten. Ist einmal die künstliche Schaffung eines Altarmes Realität, kümmere es hinterher niemanden mehr, was daraus wird. Dem Gewässer fehlt dann die Dynamik, der Wechsel, sogar Zuflüsse aus Bächen werden durch kleine Sperrwerke abgeriegelt und oberhalb des Stauwehrs künstlich in die Donau gepumpt. Mit lebendigem Fluss, so Fischer Mayer, habe das Ganze nichts mehr zu tun, viel eher mit künstlicher Seenlandschaft. Seit dem Aufstau der Donau sei etwa die Hälfte der Fischarten verschwunden, darunter Barben und Nasen. Den Unterschied sieht man, wenn man bei Deggendorf die Mündung der aus den Bergen kommenden Isar in einem kleinen Delta in die Donau betrachtet. Die Region stellt neben den Flussauen am Oberrhein wie dem Taubergießen das wichtigste Auen-Ökosystem Süddeutschlands dar. Es würde, abhängig von natürlicher Dynamik, schlicht im Aufstau versinken. Der Artenreichtum ist dort sprichwörtlich, man sieht Schwarzmilan, Eis- und Gr. Brachvogel, Silberreiher, Falken- und Bussardarten, insgesamt spricht man von etwa 130 Vogelarten, und sogar einige Seeadlerpaare überwintern dort, eine Vogelart, die nur dann an Flüssen noch auftaucht, wenn es darin für sie etwas zu holen gibt. Seltene Schneckenarten wie die nur dort vorkommende Donau-Kahnschnecke sind bekanntermaßen Indikatoren für eine Wassergüte im dynamischen Fließgleichgewicht.

Noch einmal der Ausbau-Promoter Metz-

ka: er erweist sich fachfremd geradezu als versierter Wasserwunderdoktor und Umweltchirurg, wenn er davon spricht, dass die frei fließende Wasserader Donau im noch nicht regulierten Abschnitt unter dem Aspekt Verkehrsweg „krank“ sei, ein in dem Bereich zu beseitigendes „Blutgerinsel“ habe, eine bedrohliche Engstelle darstelle auch für Schiffe, die man wie mit einem Bypass umgehen müsste. Nur Bypass-Patienten leben in der Regel hinterher noch länger, für die Donau wäre es über kurz oder lang das Aus als natürlicher frei fließender Fluss. Durch zahlreiche, bis ganz zur Flussmitte verlängerte, Buhnen will der jugendliche Professor mit schicker Designerbrille den Durchlauf des Flusses wie mit einem Korsett noch enger schnüren, das wenige Wasser zusammenfassen, damit größere Schiffe den entsprechenden Tiefgang unterm Kiel erhalten. Ihm geht es, vor seiner Demonstrationsgrafik in Superlativen gestikulierend, eindeutig um Vervielfachung von Tonnagen, Zunahme von Gütermengen, mehr schiffbare Tage im Jahr und größere Flusstiefe, nicht aber um den Fluss selbst. Gott sei's gedankt kommt nun dieser findige Wasserbauer in Propagandadiensten der Energiewirtschaft von der Sorte derer, die den Fluss den Schiffen anpassen wollen und nicht umgekehrt die Schiffe dem Fluss, vorerst nicht weiter zum Zuge. Was aber wird nach der Ära Seehofer kommen? Die Option für den großen Ausbau ist nicht aus der Welt, nur aufgeschoben. Sie ließe sich jederzeit „bei Bedarf“ an die jetzt vorgesehene Variante A anschließen. Deshalb müssen die Freunde und Freundinnen einer frei fließenden Donau weiterhin wachsam und aktiv bleiben. Die Kuh ist noch nicht im Trocken.



Kalender, www.freundinnenderdonau.de

Anm.: Einen Teil der Informationen und die zitierten Stellungnahmen bezog der Verfasser aus dem Film „Wann wird endlich aufgeräumt? Die Zählung der frei fließenden Donau“. Buch + Regie: Meinhard Prill, Bayerischer Rundfunk, Reihe „Unter unserem Himmel“, 2012 sowie aus eigenen Eindrücke aus Besuchen und Schiff-Fahrten in der bezeichneten Region. Eindrucksvolle Fotos bietet der jährlich neu erstellte Donau-Kalender. www.freundinnenderdonau.de.

Elmar Klink
Jg. 1953; Kriegsdienstverweigerung 1971; Zivildienst 1976/77 im Sozialen Friedensdienst (SFD); Studium der Sozialarbeit und Sozialwissenschaften; verschiedene Erwerbstätigkeiten als Drucker und Bildungsreferent; bis Ende 2008 Verwaltungs- und Beratungstätigkeit bei der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Kriegsdienstverweigerer (EAK); aktiv in gewaltfreien Aktionsgruppen und in der Friedensbewegung; Mitarbeit im Redaktionsbeirat von CuS.



Elmar Klink

Weltoffenheit braucht das Land

Konfessionslosigkeit, religiöse Intoleranz, Resignation – Weltoffenheit braucht das Land. Zur Auseinandersetzung mit der Ideologie von PEGIDA. Gespräch von Alois Schwarz (AS) mit Annekatriin Klepsch, MDL (AK)

Alois Schwarz (AS): *Einwanderung, islamistischer Terror in Frankreich und Belgien, Ratlosigkeit und hastiges Reagieren der Politik machen Schlagzeilen in den Medien, Talkshows und an Stammtischen. Ist das der Grund für den Erfolg der PEGIDA (Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes) in Dresden?*

Annekatriin Klepsch (AK): Nein. Man muss die Geschichte der letzten 25 Jahre betrachten, um zu begreifen, was hier geschieht. Die gesellschaftliche Transformation nach 1990 spielt eine Rolle, aber auch der Rückbau des Sozialstaates seit Ende der neunziger Jahre. Den Auswirkungen begegnen wir heute auf den Straßen Dresdens. Bei den „Spaziergängen“ laufen laut der Befragung von Prof. Hans Vorländer nur ein Drittel Dresdner mit; zwei Drittel der PEGIDA-Mitläufer kommen aus Sachsen, 19 Prozent aus anderen Bundesländern und 6 % aus dem benachbarten Ausland.

AS: Was hat die Politik falsch gemacht?

AK: Die CDU hat die Gefahr von rechts ignoriert. Kurt Biedenkopf regierte mit absoluter Mehrheit, in seiner Amtszeit galt es, die SED Vergangenheit politisch aufzuarbeiten. Im Schatten dieser Politik gelang es den Rechtsextremen, unbehelligt ihre Strukturen aufzubauen. Dann kam das Jahr 2004. Der NPD gelang der Einzug in den Landtag. Damit hatte die CDU nicht gerechnet, und die Ratlosigkeit begann. Sie büßte ihre absolute Mehrheit ein und

brauchte einen Koalitionspartner. Dann wurde in der der Koalition mit der SPD das Programm „Weltoffenes Sachsen“ aufgelegt.

AS: Hat man dann begonnen, über die neue Entwicklung nachzudenken und politisch darauf reagiert?

AK: Die von der CDU geführte Landesregierung hat keine Themen. Entpolitisierung und Heimattümelei sind der Führungsstil von Ministerpräsident Stanislaw Tillich. Er setzt auf Landesebene den Stil fort, der auch auf Bundesebene vorherrscht: Probleme aussitzen, anstatt zu lösen. Die Ursachen, die zu dem Phänomen PEGIDA führten, müssen aufgearbeitet und dürfen nicht verdrängt werden. Nach der Wende erfuhren viele Ostdeutsche die Entwertung ihrer Lebensbiographien. Dresden war immer ein Industriestandort. Die nach der Wende vollzogene De-Industrialisierung wirkt bis heute nach.

AS: Nachrichten über heimkehrende Syrienkämpfer der IS, über islamistischen Terror in Nachbarländern verunsichern die Menschen. Wie muss die Politik handeln?

AK: Die Politik handelt nicht, sondern setzt auf verschärfte Sicherheitsmaßnahmen. Der PEGIDA geht es nicht um den Islam. In Sachsen leben nur 2 % Ausländer. Der Anteil der Muslime liegt bei 0,5%. 80% der Dresdner sind konfessionslos. Hier könnte ein Grund für die Intoleranz gegenüber Religion liegen, die bei Pegida- Mitläufern festzustellen sind. Religion ist für die meisten also nicht das entscheidende Thema. Dass Islamismus etwas anderes ist als der friedliebende Islam, interessiert PEGIDA nicht. Wir sind besorgt, wie PEGIDA den sozialen Zusammenhalt der Gesellschaft unterwandert und dabei auch parteipoli-

tisch erfolgreich ist. Einer ihrer Organisatoren erhielt im Januar 2014 sogar den sächsischen Fluthelferorden des Landes. Es gehört zu den Aufgaben der Politik, mit der Deklassierung der Menschen aufzuhören. Rentner, Geringverdiener, Arbeitslose resignieren. Es muss uns gelingen, die Menschen für die Teilhabe an der Gesellschaft zu gewinnen. Wir wollen Raum schaffen für eine Vielfalt politischer Aktionen und wehren uns gegen eine Verordnung der „Politik von oben.“ Zur Politik von oben gehört die politisch verordnete Russlandkritik. Viele Ostdeutsche haben in Russland studiert. Sie sehen in der Militarisierung der gegenwärtigen Berliner Auslandspolitik eine Gefährdung des Friedens in Europa. Politiker, z.B. Brandenburgs Ministerpräsident Matthias Platzeck, werden sofort angegriffen, wenn sie zu einer differenzierten Haltung gegenüber Russland mahnen. Rechtsextremisten beuten die Stimmung in der Bevölkerung gegen die politische Dialogunfähigkeit für ihre Ziele aus.

AS: Wer sind Ihre Partner?

AK: Gewerkschaften, Kirchen, Verbände. Wir unterstützen das Bündnis „Dresden für alle“ sowie „Dresden nazifrei“, beteiligen uns an Protestaktionen für „Weltoffenheit und Toleranz“, die parallel zu den PEGIDA-Spaziergängen montags stattfinden. Wir machen mit einer Plakatkampagne „Du musst dich entscheiden“ auf die gesellschaftlichen Defizite aufmerksam, die ein Klima des Ausgrenzens möglich machen. Wir kämpfen dafür, dass dieses Ausgrenzen aufhört. Die Grenze zwischen „oben und unten“ muss verschwinden.

Kritisch dagegen sehen wir die Aktion „Dresden, place to be.“ Das ist eine Aktion des gehobenen Akademikertums, die mit gehobenen Zeigefinger den Menschen sagt, was man tun darf und was nicht, auch



Alois Schwarz und Annetrin Klepsch

wenn wir anerkennen, dass die Organisatoren sich um die Stadt Dresden sorgen.

AS: Sind die Medien Partner Ihrer politischen Offensive?

AK: Die Medien waren ja selbst verunsichert, wie sie mit dem Thema „Pegida“ umgehen sollen. Zeitungen werden Opfer von Effizienz-Steigerung und Spar-Diktat. Wir erleben ein Presse-Sterben und eine Konzentration von Zeitungen in wenigen Händen. Das ist nicht gut für eine lebendige Demokratie. Die Verunglimpfung der Presse als Lügenpresse durch PEGIDA lehnen wir entschieden ab. Wir wenden uns aber auch gegen die Verunglimpfung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks etwa durch Johannes Beermann, CDU, 2008 bis 2014 Chef der Sächsischen Staatskanzlei, der gegen die Gestaltungsfreiheit von ARD und ZDF polemisierte. Ein plumper

Versuch der Einflussnahme auf unabhängige Anstalten der Meinungsbildung.

AS: Dresden ist eine schöne Stadt, in der es sich gut leben lässt. Was wünschen Sie sich für ihre politische Arbeit?

AK: Ich sehe erste Anzeichen für Veränderungen. Infolge der Kommunalwahl 2014 haben wir seit August eine rot-grün-rote Kooperationsvereinbarung im Dresdner Stadtrat. Unser großes Ziel als LINKE ist es, 2019 die CDU an der Landesregierung abzulösen. Wir sind im Gespräch mit den anderen Parteien im Landtag, links von der Mitte. Thüringen hat ein linkes Bündnis gewählt. Warum sollte das in Sachsen nicht gelingen? Das Argument, die LINKE sei durchsetzt mit früheren SED Kadern zieht nicht mehr. Die LINKE ist jünger als etwa die CDU. Ich setze mich dafür ein, dass Dresden und der Freistaat Sachsen weltoffen und tolerant bleiben. Toleranz muss sich zu einem selbstverständlichen Lebensgefühl entwickeln, worauf die Men-

schen stolz sein können. In der gesellschaftlichen Auseinandersetzung weise ich immer darauf hin, dass die gegenwärtige politische Spannung in Dresden und im Freistaat das Ergebnis einer verfehlten Politik der CDU ist. Sie ist Teil des Problems. Mit dem Ruf nach einer repressiven Asylpolitik bestätigt sie nur die Parolen der PEGIDA. Diese Bewegung verschwindet nicht von sich aus, sondern nur durch eine Politik, die nahe am Menschen ist.

AS: Vielen Dank für das Gespräch.

Annekatriin Klepsch ist stellvertretende Fraktionsvorsitzende der Partei Die LINKE, Sächsischer Landtag, Dresden (vgl. zur vita ihre Homepage und Artikel bei wikipedia).

Pfarrer Alois Schwarz, Nördlingen, ist Vorstandsmitglied beim BRSD. Das Gespräch führte er am 16.1.2015 im Büro der Linksfraktion im Sächsischen Landtag, Dresden.

PEGIDA – Die Politik muss nah an den Menschen sein!

Von Jens-Eberhard Jahm

PEGIDA ist das Vorbild aus Dresden; Ableger mit anderen Namen gibt es in vielen Städten Ost- und Westdeutschlands. PEGIDA steht für „Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes“. 2% der Menschen in Deutschland sind Musliminnen und Muslime, 0,5% sind es in Dresden und Sachsen. Selbst falls diese Minderheit überproportional aktiv wäre, wäre man von einer Islamisierung weit entfernt.

„Der Islam gehört nicht zu Sachsen“, äußerte der sächsische Ministerpräsident Sta-

nislav Tillich. In Sachsen leben nur wenige Tausend Juden. Hätte er gesagt, dass das Judentum nicht zu Sachsen gehört? Hätte es vor 1000 Jahren hier einen Einwanderungsstopp gegeben, würde Sachsen, abgesehen von kleinen jüdischen, christlichen und auch deutschsprachigen Minderheiten, ein heidnisches, sorbisches Land sein. Wäre das das Ideal des Sorben Tillich? Soweit denkt er vermutlich nicht zurück. Er setzt auf entpolitisierte Heimattümelei. Und rückt damit in die Nähe der PEGIDA-Anhänger, die die Ursache ihres Missmuts mit den gesellschaftlichen Verhältnissen in der vermeintlichen Islamisierung

statt in wirtschaftlicher Ungerechtigkeit suchen.

Immerhin: „Seit PEGIDA“ finden politische Debatten an allen Ecken statt. Und: PEGIDA fordert mehr demokratische Mitbestimmung. Wir wissen, dass gerade in Deutschland die „schweigende Mehrheit“, die sich jetzt artikuliert, in Krisenzeiten eher nach rechts als nach links tendiert. Wir wissen – unter anderem aus der Schweiz –, dass demokratische Mitbestimmung jenseits repräsentativer Demokratie nicht immer emanzipatorisch wirkt, im Gegenteil oft auch zu stumpfsinnigen und reaktionären Entscheidungen führt. Dennoch ist PEGIDA demokratie-theoretisch nahezu ein Glücksfall: Viele Nichtwählerinnen und Nichtwähler bringen ihren Unmut zum Ausdruck. Unmut mit einer politischen Kaste, die „Alternativlosigkeit“ verkündet. Kein Wunder, dass die parlamentarische Avantgarde der rechtslastigen PEGIDA sich „Alternative für Deutschland“ nennt. Kein Wunder, dass diejenigen, die nun gegen PEGIDA und ihre Nachahmer auf die Straße gehen (und überall, außer in Dresden, mehr Menschen mobilisieren als PEGIDA selbst), nicht nur libertäre Linke sind. Hier marschieren auch die Vertreter „alternativer“ Politik mit.

Religiöse Sozialistinnen und Sozialisten lehnen die von Rechts angebotenen Alternativen entschieden ab. Wir sagen „nein“ zu jeder Art von Ausgrenzung und Rassismus.

Doch es liegt auch an uns, die Chance zur politischen Debatte zu nutzen, „Alternativen“ nicht den Rechten zu überlassen. Es liegt an uns, linke Alternativen nicht nur professoral zu verkünden und in bildungsbürgerlichen Wohnzimmern zu beraten. Alternativen müssen mit den Menschen, denen die herrschende Alternativlosigkeit Angst macht, diskutiert werden.



Welche Schande, wenn demokratische Defizite ausgerechnet von rechts thematisiert werden! Es ist unsere Aufgabe, dies zu tun und dabei auf soziale Defizite hinzuweisen, „Sündenbockstrategien“ jedwede Legitimation zu nehmen. Es rächt sich, dass DIE LINKE in Ostdeutschland aus einer Partei hervorgegangen ist, deren Vertreterinnen und Vertreter ebenfalls eher als Funktionäre und Verwalter von Alternativlosigkeiten ausgebildet wurden statt als kreative und kritische Oppositionelle, die Trägerinnen und Träger von Alternativen sein können.

PEGIDA ist Ergebnis von Täuschung, Enttäuschung, materieller wie menschlicher, geistiger, spiritueller und politischer Armut. Und Ausdruck des undemokratischen Jochs der „Alternativlosigkeit“.

PEGIDA fordert uns heraus: Es ist an uns, aus unserer Mitte das Joch wegzuräumen, das Fingerzeigen auf den Islam und die üble Nachrede. Und wenn wir uns den materiell und politisch Hungrigen hingeben und die Niedergedrückten sättigen – „dann wird dein Licht in der Finsternis aufstrahlen, deine Dunkelheit wird wie der Mittag sein“ (Jes. 58, 9–10).

Jens-Eberhard Jahn, geboren 1967 in Berlin, ist Historiker, Sprach- und Literaturwissenschaftler.

Zahlreiche Forschungen und Publikationen zu Sprache und Ethnizität, Sprachkontakt und Sprachsoziologie vor allem an der nördlichen Adria; 1990–2002 freiberuflicher Dozent in



Jens-Eberhard Jahn

der Erwachsenenbildung; ab 2002 intensive Beschäftigung mit Gesellschaftspolitik; Vorträge und Publikationen zum Bedingungslosen Grundeinkommen; ab 2005 wissenschaftlicher Mitarbeiter von Landtags- und Bundestagsabgeordneten der Partei DIE LINKE; thematische Schwerpunkte: Agrarpolitik, ländliche Räume, Tierschutz, Bedingungsloses Grundeinkommen, Postwachstumsökonomie; vielfältige publizistische Tätigkeiten.
J.-E. Jahn hat drei Kinder und lebt in Leipzig.

Teil II

Mission in China

Von Udo Fleige

Zu 3:

Welche Religion hatte der selbsternannte chinesische „Himmliche König“ Hong Xiuquan?

Sie werden es schon ahnen: Auch er war evangelisch-methodistisch.

Hong Xiuquan (1814–1864) war Anführer des so genannten Taiping-Aufstandes. Der Taiping-Aufstand (1851–1864) ist einer der blutigsten Konflikte der Weltgeschichte. Es war ein Aufstand gegen die letzte Kaiser-Dynastie Chinas, die (mandschurische) Qing-Dynastie, die von 1644–1911 in China herrschte.

Dass dieser Bürgerkrieg, der als Taiping-Aufstand in die Weltgeschichte einging und rund 30 Millionen ChinesInnen das Leben kostete, so furchtbare Ausmaße annehmen konnte, lag nicht zuletzt an der Tätigkeit der europäischen Agenten, die ein Interesse daran hatten, die Gegensätze innerhalb Chinas zu schüren, um den Kuchen dann besser aufteilen zu können. Der Begriff „Weißer Teufel“ bekam in jenen Jahren endgültig seinen bössartigen Sinn.

Der Aufstand begann harmlos. In der Bibelstunde einer Missionsanstalt amerikanischer Methodisten in Ningpo, einer Stadt an der Ostküste Chinas, fiel eines Tages der Bauernjunge Hung Hsu-Tschüan/ Hong Xiuquan, ein intelligenter Bursche, in Krämpfe. Er war opiumsüchtig, denn neuerdings breitete sich dieses Laster gerade unter der Jugend erschreckend aus (s.o.: Opiumkriege).



Hong Xiuquan/Hung Hsiu-ch'üan

Pater Isaachar Roberts kannte den Jungen schon mehrere Jahre. Eines Tages war dieser Bauernbursche bei ihm erschienen und hatte um Aufnahme in die Missionsstation gebeten. Bei der Vorbereitung auf die Taufe kam Pater Roberts dahinter, dass Hong dreimal vergeblich versucht hatte, die kaiserliche Aufnahmeprüfung für die höhere Beamtenlaufbahn zu bestehen, das letzte Mal 1843.

Seitdem gab er sich ganz antikaiserlich und knüpfte an die Tradition seiner Familie an, die seit Generationen gegen die Mandschu-Dynastie der Qing-Kaiser gekämpft hatte. Die Bibelsprüche behielt er zwar besser als alle anderen, doch der Missionar wollte ihn erst taufen, wenn er das Opiumrauchen aufgegeben habe.

Hung verließ deshalb die Missionsanstalt, fand Anhänger und gründete eine eigene christliche Religionsgemeinschaft, die „Gesellschaft zur Anbetung des Höchsten Herrn“, deren schwärmerisch-utopische Ideen mit denen Thomas Münzers oder der Wiedertäufer-Bewegung in Deutschland um 1520 zu vergleichen waren.

1850 kehrte er in die Krankenstation der Mission zurück, eine Entziehungskur war dringend notwendig, und Father Roberts und Reverend Hanburry nahmen sich seiner an. Dann kam es zu dem o.g. Zwischenfall in der Bibelstunde kurz vor Pfingsten 1850.

Mit Schaum vor dem Mund erzählte er von seinen Visionen.

„Er redet mit Heiligen Zungen!“, rief Vater Roberts, hob dankbar die Hände, dass Gott ausgerechnet in der Bibelstunde der methodistischen Missionsanstalt von Ningpo einen Chinesen vom Heiligen Geist erfassen ließ, wie weiland die Jünger Jesu am Pfingstfest des Jahres 33. Zwar fehlten noch 2 Tage, aber der „Heilige Geist“ war eben etwas früher gekommen.

Nachdem der Schlusschoral verklungen

war, drängten die meisten der Besucher zum Ausgang, um in die Stadt zu eilen und den Einwohnern von Ningpo zu berichten, was der mit „Heiligen Zungen“ redende Hong für Visionen hatte:

„... Ein Drache, ein Tiger und ein Huhn sind mir erschienen. ... Dazu Menschen, viele Menschen ... Sie hoben mich in eine Sänfte und trugen mich in einen Palast ... Sie öffneten meinen Leib, nahmen Herz und Leber heraus und setzten neue Organe ein. Die Wunde schloß sich ohne Narben ...“

Aber der Kranke war mit seinen „Offenbarungen“ noch nicht zu Ende; Krämpfe und Halluzinationen als Folge übermäßigen Opiumgenusses gehen nicht so schnell vorüber. Vor dem, was er noch zu hören bekam, erbebt Roberts.

„Ich bin Gottes Sohn ... ich bin der jüngere Bruder von Jesus Christus“, stöhnte Hung. „Ich war schon einmal auf der Welt ... Ich bin der Nachkomme eines Kaisers der Sung-Dynastie ... Ich bin im Kampf gegen die Mandschus gefallen ... Ich habe die Mission, die Mandschus vom Thron zu stürzen ... Ich werde sie und ihre rothaarigen Freunde aus dem Land vertreiben ... Ich bin Gottes Sohn ...“

Für viele erwies sich dieses „Wunder“ Hong übrigens als recht lukrativ! Die von Reverend Hanbury als neuer „Bibelabschnitt“ verfaßte und reichlich stilisierte Biographie Hongs einschließlich seiner Opiumvisionen fand in den USA und in England reißenden Absatz. Sie wurde in alle Sprachen der Welt übersetzt und brachte fünfstellige Dollarhonorare ...

Die Kunde, in der Missionsanstalt der Methodisten rede ein Chinese vom Stamme der Hakka plötzlich in „Heiligen Zungen“, ging wie ein Lauffeuer durch die Stadt Ningpo. Zu Hunderten strömten die Einwohner zum Missionshaus, denn keine der zahlreichen Religionsgemeinschaften, die in der

Provinz Fukien (Fujian) Stationen unterhielten, konnte bisher mit so etwas aufwarten.

Jeder wollte mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Ohren hören, was Gott durch einen Chinesen verkündete. Hung hatte nun aufnahmebereite Zuhörer vor sich, denen er seine Lehren und Ziele ins Herz pflanzen konnte. Er geriet in einen Rauschzustand und phantasierte, diesmal in chinesischer Sprache, vom „Heiligen Geist“, der ihn auserwählt habe, das „Reich der blumigen Mitte“ (China) von den Mandschu-Kaisern und allen anderen fremden Teufeln zu befreien, womit vornehmlich die mandschurischen Beamten gemeint waren. Auch selbstverfasste Sprüche rezitierte er, als seien es Worte von chinesischen Klassikern:

„Nimm Himmel und Erde in die Hand, töte die Feinde der Autorität! Tod dem Übel! Es lebe die Wahrheit, frei sei das Volk!“

Zum Schluß versprach Hong:

„Ich werde das Reich des großen Friedens aufrichten, im Namen meines älteren Bruders Jesus Christus!“

Der Verkünder der neuen Heilslehre wusste sehr wohl, daß seine Aufforderung zum Sturze der Mandschus auf bereiten Boden fallen würde. Noch immer empfanden viele Chinesen die seit 200 Jahren herrschenden Mandschus als fremde Eindringlinge auf ihrem Kaiserthron.

Als jemand eines Tages sagte, in den Speichern am Hafen lägen Waffen, wälzten sich ohne besonderen Anlass die Menschenmassen dorthin und stürmten die Lagerhäuser, die tatsächlich mit modernen Gewehren und Munition vollgestopft waren.

Von europäischen Waffenhändlern an Land geschmuggelt, warteten sie auf den Abtransport in die Provinz Szetschuan, deren überwiegend mohammedanische Bevölkerung seit längerer Zeit gegen Peking rebellierte.

Die Besitzer der von den Chinesen bei

dem Sturm auf die Lagerhäuser erbeuteten Waffen, vornehmlich englische Händler, sahen ihren Profit gefährdet. Aber Verhandlungen mit dem Rebellenführer Hong zeigten, daß man mit ihm ins Geschäft kommen konnte. Die Taipings brauchten möglichst schnell zusätzliche Waffen, die sie auch „angemessen“ bezahlen wollten. Nach einer weiteren Lieferung der modernen, noch keine zehn Jahre im Handel befindlichen Zündnadel-Gewehre, breitete sich der Aufstand im Jahre 1852 schnell auf die gesamte Provinz Tschekiang aus.

Nanking/Nanjing fiel den Taipings am 19. März 1853 in die Hände. Eine Regierung wurde gebildet. Hong, der sich zum „Himmelsohn“ hatte ausrufen lassen, residierte im Kaiserpalast der Ming-Dynastie. Nanjing wurde Hauptstadt des Himmlischen Königreichs und als solche in Tianjing (Himmlische Hauptstadt) umbenannt. Da Hong Xi-quan der Gouverneurspalast nicht groß genug erschien, ließ er ihn abreißen und eine neue „Verbotene Stadt“ von fünf Kilometern Durchmesser errichten.

Die Armee kommandierte ein von den USA importierter General Burlingame, von Beruf Rechtsanwalt. Persönlich ein rechtlich denkender Mensch, sorgte er dafür, daß Hung allen Zahlungsverpflichtungen prompt nachkommen konnte. Seine Soldaten waren allerdings alles andere als korrekt. Sie plünderten, raubten und mordeten, fast so wie die Landsknechte des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland.

In den großen europäischen Handelshäusern in Indien, Singapur und London begriff man schnell, dass an den Waffenlieferungen für die Taipings gut zu verdienen war. Viele dieser hochgeborenen Herren stellten sich jedoch schon nach kurzer Zeit gegen die Taiping-Rebellen. Der Grund für diesen Meinungswandel war nicht das ausschweifende Leben des ehemaligen Bauernburschen Hong,

der sich „Himmelskönig“ nannte, inzwischen über drei Provinzen herrschte, und sich sechs Konkubinen hielt, sondern seine Parolen und Dekrete.

So verlangte er, beispielsweise, das Wort von Konfuzius: „Das Beschreiten des Großen Weges: der gemeinsame Besitz der Erde ... ist wirkliche Eintracht“, müsse in die Tat umgesetzt werden. Dieser „Kommunismus“ (Karl Marx bezeichnete später die Forderungen der Taipings als „chinesischen Sozialismus“) beunruhigte die Engländer sehr. Wenn dieser Hong die Gleichberechtigung Chinas forderte, weil „alle Menschen Brüder“ seien, so fanden sie das höchst befremdlich. Man fühlte sich als Europäer diesen „Gelben“ weit überlegen.

Die Bekehrungswelle zum christlichen Glauben, die durch Hong eingesetzt hatte, sah man mit sehr realistischen Augen. Während romantische Seelen in Europa den „Himmelskönig“ bereits den „chinesischen Konstantin“ nannten, in Erinnerung an jenen Kaiser Konstantin, der das Römische Reich christianisiert hatte, sah man in China, wie wenig christlich, ja oft geradezu bestialisch sich die bewaffneten Rebellen betrugten. Am ärgerlichsten fanden die englischen Kaufleute Hongs striktes Verbot von Tabak, Alkohol und Opium. Für die Freiheit des Handels (vor allem mit Opium) hatte England Krieg geführt, und nun wollten diese Eiferer und Phantasten mit ihren sozialen Utopien und sektiererischen Forderungen das beste Geschäft ruinieren!

In London zögerte Seine Lordschaft, der Premierminister, nicht, die nötigen Schritte einzuleiten. Englische Kaufleute begannen, auch die andere Seite mit Waffen zu beliefern: die Regierung der Mandschu-Kaiser in Peking, die Todfeinde der „christlichen“ Rebellen. Das Geschäft lohnte sich von Monat zu Monat mehr: beide Seiten erhielten Zuzug aus der Bevölkerung, und das steigerte na-

türlich den Bedarf an Waffen ganz ungemein. Die Armee der Taiping-Rebellen beispielsweise erreichte die Stärke von einer Million Mann. Für die kaiserliche Zentralregierung in Peking setzten sich die „Ta Tao Hui“ ein, die „Mit nackten Fäusten sich Empörenden“ (oder Wehrenden), aber nicht, weil sie für die Mandschu-Dynastie waren, sondern weil die Untaten der „christlichen“ Taiping-Rebellen unter der stillschweigenden Duldung Hongs unvorstellbare Ausmaße angenommen hatten. Kein Regime, nicht einmal Dschingis Khan, beging in China jemals solche Grausamkeiten.



Ausländische Teufel

Die fremden Teufel nennen sich Christen. Ihre Priester verkünden die Sittenlehre eines Buddha namens Jesus. Dessen höchste Tugend heißt Liebe. Nach Konfuzius ist die Liebe nur eine der kleineren Tugenden. Die Liebe lebt als Naturgabe in jedem menschlichen Herzen, sie braucht also nicht als Moral ... zu einer besonders sittlichen Erkenntnis ... erzogen zu werden. Aber wenn die Liebe trotzdem die gleiche Geisteskraft wie die moralischen Tugendgesetze besitzt, warum benehmen sich dann die Fremden hier im Lande wie die Teufel? (Plakat der „Ta Tao Hui“ vom Jahre 1854, übersetzt nach dem englischen Text. Das Original hängt

mit roten Schriftzeichen auf gelbem Reispapier gedruckt im Museum in Schanghai.)

Siehe auch: <http://de.wikipedia.org/wiki/Taiping-Aufstand>:

„Die Rückeroberung durch Truppen der Qing-Dynastie erfolgte am 19. Juli 1864. 100.000 verbleibende Taiping begingen Selbstmord. Hong Xiuquan wurde einige Tage nach der Eroberung Nanjings in einem Abfluss tot aufgefunden. Eingewickelt in ein gelbes Tuch hatte er sich vergiftet.“

Und nun kann man vielleicht verstehen, warum Dr. Kung, Schwager von Sun Yatsen, diesen auch im Jahre 1925 nicht öffentlich christlich beisetzen lassen wollte ...

Der erste christliche Missionar der China erreicht hat, soll Alope gewesen sein, ein syrisch sprechender christlicher Perser der Ost-Kirche (Nestorianer).

So ist es zumindest auf einer Steinplatte dokumentiert, die aus dem 8. Jahrhundert stammt, und auf der berichtet wird, dass Alope mit anderen christlichen Missionaren im Jahre 635 in der alten Kaiserstadt Chang'an (heute: Xian) eingetroffen sei und vom Kaiser Taizong/ Li Shimin aus der Tang-Dynastie anerkannt worden sei. (Nestorius, Patriarch von Konstantinopel, hatte um 400 gelehrt, dass Jesus Christus eine menschliche und eine göttliche Natur habe, die unvermischt nebeneinander existieren würden. Auf dem Konzil von Ephesus (431) wurde diese Lehre als Ketzerei verurteilt und dessen Anhänger, die Nestorianer, wurden exkommuniziert und im Römischen Reich verfolgt. Daher flohen viele entlang der Seidenstraße Richtung Osten – auch nach China. Seitdem gab es im Reich der Mitte Christ(inn)en und Kirchen.)

Ein neuer Fund könnte älter sein. Es ist ein eingraviertes Kreuz über einer Felsnische in der Nähe der ostchinesischen Stadt Luoyang. Wissenschaftler entdeckten es 2010 bei den Longmen-Grotten. Nach Angaben des



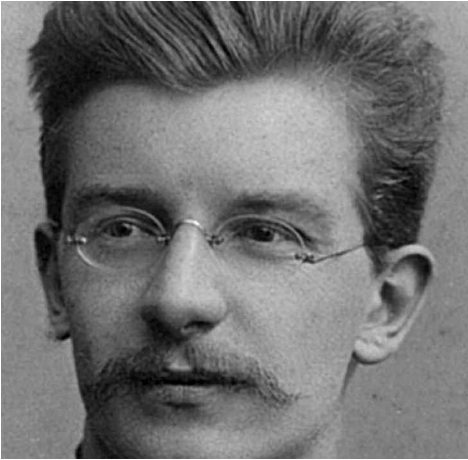
Nestorianische Stele im Stelenwald-Museum in Xian. Knapp 3 m hoch und fast 1 m breit.

katholischen Pressedienstes Ucanews (Bangkok), der die Untersuchungsergebnisse Mitte Januar 2014 bekannt machte, wird der Fundort in die Zeit zwischen 316 und 907 datiert. Vermutlich habe die Nische als Aufbewahrungsort für Asche und Gebeine von Christen gedient.

Im Jahre 845 war es dann auf jeden Fall erst einmal wieder mit den Religionen vorbei, als der Kaiser und Daoist Wuzong/ Li Chan, ebenfalls noch aus der Tang-Dynastie, Christentum, Buddhismus und andere Religionen verbieten ließ. 986 berichtete ein Mönch seinem Patriarchen: Das Christentum in China ist ausgelöscht.

Erst Ende des 13. Jahrhunderts, in der Zeit der (mongolischen) Yuan-Dynastie, spielte das nestorianische Christentum wieder eine Rolle in China, und auch 1298 kam mit dem franziskanischen Pater Johannes von

Montecorvino auch der erste römisch-katholische Missionar nach China. Der erste protestantische Missionar in China war der Schotte Robert Morrison, *1782, der 1807 über Macao nach Kanton/Guangzhou kam, chinesische Kleidung trug, den damals üblichen chinesisch-mongolischen Haarzopf trug und die Bibel ins Chinesische übersetzte.



Richard Wilhelm

Der sympathischste aller Missionare machte sich 1899 auf den Weg nach China: Richard Wilhelm, *1873 in Tübingen, gest. 1930 in Stuttgart. In seinem ganzen Leben taufte er keinen einzigen Chinesen. Er lehnte es schlicht und einfach ab:

„Ich bin der festen Überzeugung, wenn wir Unterschiede machen zwischen Christen und Heiden, so werden sich die Heuchler herandrängen und ehrliche Herzen sich abgestoßen fühlen. So habe ich denn niemand in China getauft. Es schien mir richtiger, sich auf das einfache Leben nach christlichen Grundsätzen zu beschränken, durch Schule und Hospital zu wirken, mit den Menschen zusammen zu leben und ihnen innerlich nahe zu kommen.“

Richard Wilhelm war ab 1897 (evangelischer) Vikar in Bad Boll. Die dortige Begeg-

nung mit dem Pfarrer und „Vater“ der deutschen Religiösen Sozialisten Christoph Blumhardt, (der sich in seinen späten Jahren aus der engen Bindung mit der evangelischen Kirche löste und zu sozialen Fragen und der Sozialdemokratie hingezogen fühlte), wurde für Wilhelm lebensbestimmend. 1899 verlobte er sich mit Blumhardts Tochter Salome. Sie heiratete er im Jahre 1900 in Shanghai, lernte chinesisch, ging dann weiter in die Provinz Shantung/Shandong.

1897 hatte Kaiser Wilhelm die Ermordung von zwei Missionaren durch Chinesen zum willkommenen Anlass genommen, deutsche Kriegsschiffe an die ostchinesische Küste in die Hafenstadt Tsingtau/Qingdao zu entsenden, um das Gebiet der Provinz Shantung/Shandong im Handstreich in Besitz zu nehmen; (der chinesische Hafenkommandant hatte an einen Freundschaftsbesuch geglaubt). Die Provinz wurde zur deutschen Kolonie, beschönigend „Pachtgebiet“ genannt.



In der Mitte hinten: Richard Wilhelm

In Tsingtau (Qingdao) gründete er eine Schule, in der auch chinesische Lehrer unterrichteten.

Er übersetzte und kommentierte Werke aus der chinesischen Geschichte und Philosophie, wandte sich immer mehr von seiner Missionstätigkeit ab und beschäftigte sich mit der Sinologie. 1927 wurde er Professor für chinesische Geschichte und Philosophie in Frankfurt am Main. Seine Frau und er

sind in Bad Boll auf dem Blumhardt-Friedhof begraben.



Ihren Grabstein schmückt eine Steinkugel, umgeben von den 8 Trigrammen des chinesischen I Ging

Udo Fleige lehrte Biologie und ev. Religion an der Geschwister-Scholl-Schule Tübingen, war Beratungslehrer. Er hat als Entwicklungshelfer in Nicaragua gearbeitet und das Land später oft besucht mit Gewerkschafts- und Schulgruppen. Er war 1984–1986, 1996–2003 Redaktionsmitglied von CuS, 1986–1996 Bundessekretär des BRSD. Er ist Vorstandsmitglied des Vereins für Internationale Pädagogische Zusammenarbeit (VIPZ), der „Briefe aus Matalgalpa“ herausgibt. Zurzeit studiert er Neuere Chinesische Geschichte (Chinese Studies) an der Universität Tübingen.



Udo Fleige

Begreift ihr meine Liebe?

Die Bahamas – Weltgebetstag 2015

Von Renate Schroeder

Unsere Reise zur Vorbereitung des Weltgebetstages (WGT) fand im April 2014 statt. Unter der Leitung von Pfarrerin *Birgit Reiche* und Diakonin *Dagmar Suckow* flogen zwanzig engagierte Frauen über London nach Nassau, der Hauptstadt der Bahamas, auf die Insel New Providence. Zu unserer Freude und Überraschung wurden wir von vier Frauen des Nationalen Komitees der Bahamas am Flughafen erwartet; sie begleiteten uns auch an den kommenden Tagen.

So hörten wir viel über die WGT-Arbeit und das Leben der Frauen aus erster Hand. Seit 65 Jahren wird auf den Bahamas der WGT gefeiert. Wir erfuhren, dass zum ersten

Treffen zur Erarbeitung der WGT-Ordnung vierzig Frauen erschienen waren, vierzehn von ihnen arbeiteten dann verbindlich mit. Sieben Frauen sind ordiniert. Je nach Fähigkeiten wurden die Aufgaben verteilt: Liturgiegruppe und Landesinformation und Musik.

Judy Monroe ist, seit sie zwanzig Jahre alt ist, mitverantwortlich bei den Vorbereitungen für den WGT, schon ihre Mutter habe den WGT mitgefeiert, so wisse sie viel darüber.

Trudy Feuz lebt seit Jahren in der Schweiz; zur Erarbeitung der Ordnung ist sie für einige Zeit in ihre Heimat zurückgekehrt.

Anette Poitier ist durch Jugendarbeit in das Komitee eingestiegen. 1999 reiste sie zum internationalen Meeting nach Südafrika,

dabei waren auch zehn Frauen aus der Karibik.



WGT Frauen

Sister *Annie Thompson* von den Benediktinerinnen ist schon lange mit der WGT-Arbeit vertraut.

Zum zweiten Treffen waren einheimische Künstlerinnen eingeladen. Die Wahl für das WGT-Bild fiel auf *Chantal Bethel*. Sie stammt aus Haiti, lebt aber seit langem hier. In ihren Bildern verarbeitet sie mit intensiven Farben eigene Lebenserfahrungen mit Migration, sozialem Engagement und dem Miteinander der verschiedenen Kulturen. Auf dem WGT-Bild verneigen sich Flamingos, die Seelenverwandten, die Seelenwesen der Bahamas in den segnenden Strahlen der Sonne vor der Allmacht Gottes. Ihre Verneigung bedeutet Friede und Liebe. Die Füße, die man am Bild-Ende sieht, bedeuten, dass wir alle auf Gottes Füßen stehen.

Im September sollte die Auswahl der Lieder und Bilder feststehen, drei Treffen waren noch geplant. Die Komitee -Frauen hoffen, dass der WGT auf vielen Inseln gefeiert werden kann. Sie organisieren am ersten Freitag im März in Nassau eine Großveranstaltung mit Menschen der Kreuzfahrtschiffe, damit so der WGT-Gedanke in die Welt getragen werden kann. Die Bahamas sollen auf diese Weise positiv bekannt werden, nicht nur als wunderschönes Urlaubsland.



**Titelbild Weltgebetstag 2015 „Blessed“,
Chantal E. Y. Bethel/Bahamas**

Auch hoffen sie, dass junge Frauen mitarbeiten und Verantwortung für das Gebets- und Gemeindeleben übernehmen. Diese Hoffnung haben wir ja auch für uns. Im Gottesdienst soll Calypso getanzt werden – ob wir das nicht auch übernehmen wollten? Außerdem wird viel Musik gemacht mit Trommeln, Zimbelen, Steeldrums und singenden Sägen. Die Frauen sagten, dass sie den Auftrag für die Ordnung zwar vom Internationalen Komitee aus New York erhalten hätten, aber der Auftrag käme für sie direkt von Gott. In mehreren lebhaften Diskussionen erzählten die Frauen von sich und ihren Familien, ihrer Lebenssituation und ihrem Engagement im Komitee, dieses Mitwirken stärkte sie positiv in ihrem Alltag.

Einen Nachmittag verbrachten wir in der Tagespflege-Einrichtung der St. Joseph Kirche für ältere Menschen, die an Demenz leiden. Wir trafen uns mit beeindruckenden, enga-

gierten Frauen aus verschiedenen sozialen Einrichtungen.

Die Organisation SISTER-SISTER (Schwester-Schwester)

Sister-Sister wurde im Jahr 2000 gegründet und ist eine Gruppe „Brustkrebsgeschädigter“ Frauen. 200 Frauen engagieren sich ehrenamtlich; es sind alles Überlebende der Krankheit. Die Bahamas haben die größte Brustkrebs-Rate weltweit; man vermutet eine Genmutation, aber gänzlich erforscht wurde es noch nicht. Das Alter der Betroffenen liegt zwischen 18 und 72 Jahren; es kann jede treffen, weder Alter, noch Armut oder Reichtum spielen hier eine Rolle. Viele Frauen leben auf ihren Inseln weitab ärztlicher Versorgung; so entdeckt man den Krebs oft zu spät, und eine Behandlung setzt ebenso zu spät ein.

Es gibt die Nationale Krebsgesellschaft, die den Frauen ab fünfundzwanzig Jahren eine Mammographie ermöglicht, wenn in der Familie ein erblich bedingter Brustkrebs festgestellt wird. Manche Frauen lassen sich aus Angst die Brüste in Amerika prophylaktisch amputieren, so wie *Sandra* von der Organisation, die uns informierte.

Von staatlicher Seite gibt es keine finanzielle Unterstützung. Menschen mit chronischen Krankheiten werden aus der Krankenkasse ausgesteuert, z.B. bei Bluthochdruck, Zucker, allen Krebsarten. Dickdarmkrebs gibt es oft in jeder zweiten Familie. Die Kirchen, Gemeinden und die Familien sorgen mit Spenden für Medikamente. Es gibt ein staatliches Krankenhaus, aber nach einer Operation können die Frauen nicht lange genug dort bleiben, da sie für ihre Familien sorgen müssen. Hier setzt SISTER-SISTER ein; sie bezahlen den Frauen einen „Port“, der eingepflanzt wird und eine Chemo-Therapie abgibt. Ein Port kostet 550 Dollar; dieses Jahr haben sie schon 50 Ports an Frauen ver-



Sister-Sister

teilt und bezahlt, ihr Geld reichte noch für fünf Ports. Hier habe ich die gesamte Summe unserer Spenden abgegeben. Hier wird unser Geld einer richtigen und sinnvollen Verwendung zugeführt.

Zwei Krankenschwestern fahren mit Booten auf die Inseln und überwachen die richtige Anwendung der Chemo-Therapie. Leider gibt es für die betroffenen Frauen keine psychologische Unterstützung und Hilfe; auch das wird von SISTER-SISTER geleistet. Ebenso kümmern sie sich um die Familien der Verstorbenen. Diese Aussage hat uns sehr berührt. Eine Collage mit Fotos der Verstorbenen durften wir an einer der Wände sehen. „Frauen helfen Frauen“, das ist ihr Motto. Wir sind alle Geschwister, Gott liebt uns, gleich welcher Hautfarbe!

Bahamian Artist Movement – Bahamas Künstlerinnen Vereinigung

Rubina Poitier, die kulturelle Beraterin des Jugendministeriums, stellte uns die Aktionen der Gruppe BAM vor. Es ist ein Projekt „Gegen Gewalt an Frauen und Kindern“. Über diese Gewalt spricht man nicht. Häusliche Gewalt ist sehr verbreitet. Sie wird als ein Recht der Männer betrachtet. Interviews mit Betroffenen werden in Theaterstücken

be- und verarbeitet; mit der Methode des Theaterspielens wird Sozialarbeit vor Ort betrieben. Die Gruppe hat vierzig Mitarbeiterinnen, fünf der Frauen sind das Leitungsteam. Auf den Bahamas gibt es keine Kunst-erziehung, auch nicht an Schulen. Mit den Theaterstücken gehen die Jugendlichen, die von der Straße geholt werden, auf alle der kleinen Inseln, aber auch ins Ausland. In Los Angeles spielten sie vor jugendlichen Gangs in immer ausverkauften Häusern. Das Projekt BAM lebt von Spenden; die erwirtschafteten Überschüsse fließen in die Jugendarbeit. Von der Regierung erhalten sie nur minimale Zuschüsse.

Die jüngste Produktion von „Little BAM BAM“, in dem mit jüngeren Kindern gearbeitet wird, heißt: „Der kleine Pirat“. Es geht um Umweltschutz in Bezug auf Müllverminderung und dem verantwortlichen Umgang mit Wasser.

Das Projekt BAM existiert in 65 Ländern und wurde 2013 auf die Bahamas gebracht. Frau Poitier sagt: „Kunst kann Menschen verändern, heilen und helfen, Gewalttätigkeit kann vermindert werden. Kunst und das Theaterspielen mit Jugendlichen kann gesellschaftliche Veränderungen herbeiführen“.

Judy Monroe, eine der uns begleitenden WGT- Frauen stellt uns Andrea Atcher von der Gruppe „PACE“ vor.

Frau Atcher hat als „mutige Frau der Bahamas“ in Amerika einen besonderen Preis für ihre Arbeit bekommen. Sie ist Sozialarbeiterin und Krankenschwester und versieht ihre Arbeit bei der Unterstützung von Teenager-Müttern. Es geht darum, dass junge schwangere Mädchen nicht abtreiben sollen, um weiter zur Schule gehen zu können, sondern auch als Schwangere einen Schulabschluss bekommen müssen. Mädchen haben mit ca. dreizehn Jahren die ersten sexuellen Kontakte, bei Jungen wird es als Einstieg in die Männlichkeit betrachtet.

Vor fünfundvierzig Jahren wurde PACE gegründet, davor mussten schwangere junge Mädchen ohne Abschluss die Schule verlassen. Auch eine Ausbildung oder ein Studium sollte für diese Mädchen möglich sein. Jede vierte Mutter auf den Bahamas ist unter achtzehn Jahren alt. Die jungen Frauen kommen aus allen gesellschaftlichen Schichten. Es werden ihnen Kurse in Gesundheits- und Erziehungsfragen, Elternschaft und Schwangerschaftsverhütung ermöglicht. Die unehe-



Junge Mutter aus Nassau

lichen Kinder sind den ehelichen Kindern rechtlich gleichgestellt. Bereits zu Beginn der Arbeit betreute Pace über hundert Teenager-Mütter. Viele von ihnen sind als Rechtsanwältinnen, Lehrerinnen oder Ingenieurinnen ausgebildet worden. Den Mädchen wird vermittelt, dass sie mit Gottes Hilfe alles erreichen können.

Entwicklungsgeschichte der Frauen auf den Bahamas

Im Konferenzsaal unseres Hotels trafen wir uns mit politisch aktiven Frauen. Die

Historikerin *Marion Bethel* berichtete über ihre Arbeit, und wir sahen einen Film, über den wir im Anschluss diskutierten.

Die Bürgerrechtsbewegung, „Womens Way“

Der Film zeigte uns – im Gegensatz zur Werbung für die Tourismusindustrie und den Bankenplatz – ein Bild der Geschichte des Zivilrechts, des politischen und des wirtschaftlichen Rechts im 2. Weltkrieg bis in die 60er Jahre des 20. Jhds. Mit Ende des 2. Weltkrieges fordern die Kolonien – die Bahamas waren britisch – in der Atlantic Charter die Selbstbestimmung. Auch in der UNO wird 1945 über Menschenrechte in der Welt diskutiert. Die Menschen wollen Frieden und einen 3. Weltkrieg verhindern. Auf den Bahamas ging der Kampf um Bürgerrechte bis 1967. Bis dahin gab es eine Regierung der weißen Minorität. Die Mehrheit der Bevölkerung war schwarz, schlecht ausgebildet, lebte räumlich weit getrennt und war ohne Stimmrecht. Man sprach ihnen die Fähigkeit ab zu regieren. Aber schon 1948 stand in der Menschenrechtskonvention und in der Frauenrechtskonvention das Wahlrecht für alle. Die weiße Regierung hatte Angst vor einem Machtwechsel und reagierte weder auf Petitionen noch auf Demonstrationen. Durch Allianzen mit Frauen in Amerika, Großbritannien und Kanada wurde Druck auf die Regierung ausgeübt, sodass nach dem Wahlrecht für Weiße durch ein Mehrheitsgesetz auch die schwarze Bevölkerung 1967 das Wahlrecht erhielt. Eine herausragende Rolle um die Frauenrechte und die Anerkennung der Frauen als politische Macht spielte *Dr. Doris Johnson*, die später Senatorin, Ministerin und Senatspräsidentin der Bahamas wurde.

Auch heute lautet das Motto der Frauen: Brot, Freiheit, Frieden und das Recht, mit einer Stimme zu sprechen.

Schule und Werkstatt der Heilsarmee für Blinde

Der letzte Tag auf den Bahamas hält für uns noch zwei besondere Treffen bereit; zuerst werden wir der Heilsarmee und ihrer Arbeit begegnen. Nochmals fahren wir die Küste entlang, türkisfarbenes Wasser mit weißen Schaumkronen, tiefblauer Himmel, vorbei an bunten Holzhäusern und kleinen Kirchen, bis wir in einer ärmeren Gegend zum Gebäude der „Salvation Armees“, der Heilsarmee, gelangen.

Am Eingang zur Schule steht an der Wand neben vielen Gegenständen zum Tasten in großen bunten Buchstaben ein Wort von *Helen Keller*: The only thing worse than being blind is, having sight, but no vision! Sinnbildlich übersetzt bedeutet es, dass schlimmer ist, als blind zu sein, sehen zu können und keine Visionen zu haben!

Judy Monroe empfängt uns; sie ist verantwortliche Offizierin der bahamaischen Heilsarmee. Wir sind ihr schon mehrfach bei den WGT-Frauen begegnet. Sie erklärt uns das Prinzip der Arbeit, die Zusammensetzung des Vorstandes und dessen Arbeitsweise. Sie ist die einzige Organisation, die sehbehinderte Menschen unterrichtet. Die Heilsarmee unterhält auch eine Schule für Gehörlose, in der ebenso Autisten und Kinder mit anderen Handicaps und psychischen Problemen unterrichtet werden. Da Osterferien sind, können wir nur die leeren Klassenräume besichtigen; die Kinder sind alle zu Hause. Wir sehen die Unterrichtsräume mit ca. vierzig Computern, alle mit Braille-Zeichen, sehr eindrucksvoll! Etwa zwanzig Mitarbeiter(innen) und Lehrer(innen) arbeiten hier; die Zahl der Kinder schwankt; wir sehen Fotos von ihnen an den Wänden. In den Klassen 1–12 lernen zurzeit achtzehn Schüler/innen.

Besonders begeistert hat uns die Ecke mit

den Landkarten. Die Meridiane sind zum Tasten mit Fäden bespannt, die Länder und Kontinente mit dicken Farben gemalt, daneben die Länder- und Städtenamen in Brailleschrift, der Blindenschrift.

Hier werden auch Schulbücher in Brailleschrift gedruckt, die auf die kleineren Inseln geschickt werden; dort besuchen die blinden Kinder Regelschulen, werden aber auch gefördert. Die Heilsarmee plant den Bau eines Internates hier in Nassau.

Die Küche und der Speisesaal, der auch Freizeitraum ist, sind hell und modern, die Verpflegung ist unentgeltlich.

Neunzig Prozent der Schulkosten übernimmt die Regierung, zehn Prozent kommen von Sponsoren, die Computer wurden von Banken gespendet.

Neben der Schule befinden sich die Werkstätten für blinde Erwachsene, hier werden Mopps für Regierungs- und öffentliche Gebäude hergestellt. Vier Stunden täglich wird bei 300 Dollar monatlich gearbeitet, auch hier ist die Verpflegung frei. Die blinden Menschen werden von zu Hause abgeholt und wieder zurückgebracht.

Jetzt kommen wir zur Kleiderstube für Bedürftige, die sich nicht von der unsrigen unterscheidet – wir sehen Kleidung, Bücher, Spielsachen und Dinge des täglichen Gebrauchs.

Wir werden noch über die „Shelter“, die Schutzräume und Katastrophencenter informiert, die auch von der Heilsarmee betrieben werden. Jedes Jahr in der Hurrican-Saison, zwischen Juni und September, stehen sie für alle zur Verfügung. Das Shelter hier ist auch offen für die Obdachlosen, die unter den Brücken zu Paradise Island wohnen. Offiziell leben hier in diesem Paradies keine Obdachlose.

Judy Monroe sagt, dass alle Heilsarmee-Offiziere nur für eine bestimmte Zeit in einem Land arbeiten, dann werden sie ver-

setzt. „Offiziere der Heilsarmee kommen und gehen, aber Gottes Wort bleibt bestehen!“ Wir nehmen voller Respekt Abschied und fahren zu unserer letzten Begegnung. Meeting im Ministerium mit der Sozialministerin der Bahamas HON. *Melanie S. Griffin*.

Sister Anni erwartet uns schon im Sitzungssaal; die Ministerin erscheint mit zwei Mitarbeiterinnen. Eine der beiden begrüßt und instruiert uns über den Ablauf in deutscher Sprache, die sie in München im Goethe Institut erlernte. Es folgt trotz der ernsten Themen ein fröhliches Gespräch. Die Ministerin begrüßt uns nochmals im Namen des Premierministers und berichtet anschließend über ihre vielfältigen Aufgaben; sie ist Schirmherrin für verschiedene Bereiche: Frauenfragen, Gewalt gegen Frauen und Kinder, Unterstützung armer, behinderter und alter Menschen. Es werden von ihrem Ministerium auch Stadtteil-Centren betreut, die Angebote gelten für Inhaftierte und Haftentlassene, Unterstützung für Arme vor Gericht, Wohlfahrt für Kinder, Unterkünfte für Obdachlose. Das haben wir aber eben von der Heilsarmee anders gehört!

Ein großes Problem sei die häusliche Gewalt; sie hat eine „Eingreiftruppe“ dafür ins Leben gerufen. Forschungsarbeiten zu dieser Problematik werden von der Frauenarbeit der UN unterstützt. Sehr schwierig sei auch die hohe Anzahl der Bootsflüchtlinge und der Menschenhandel.

Pfarrerin *Birgit Reiche* stellt die Evangelische Frauenhilfe in Westfalen mit all ihren Einrichtungen und fast 70.000 Mitgliedern vor und berichtet über unsere Frauenhäuser und Nadeschda; die Ministerin ist beeindruckt! Sie freut sich sehr über unser Interesse an ihrer Arbeit. Sie ist auch involviert in Weltgebetstagsarbeit, da in ihrer baptistischen Gemeinde der WGT gefeiert wird. *Melanie S. Griffin* betont, dass in der Verfassung die Bahamas als christliches Land ver-

ankert sind. Sie seien ein Land der vielen Kirchen und Beter(innen); das sollen wir zu Hause weitergeben! Sie bedankt sich für unseren Besuch und sagt: „Die Welt braucht das Gebet, das Gebet ist für die Welt!“

Weltgebetstagsland Bahamas, Garten Eden im blauen Meer!

Renate Schroeder, geb. am 23.2.1941 in Dresden, Ausbildung als Krankenschwester mit heilpädagogischer Zusatzausbildung.

Arbeit in Krankenhäusern in Lüdenscheid und Bielefeld, danach in der Lebenshilfe Brackwede mit lernbehinderten Kindern.

Verheiratet, drei erwachsene Kinder und zwei Enkelkinder.

Ehrenamtlich tätig in meiner Kirchengemeinde als Lektorin und in Frauenkreisen.

Elf Jahre im Vorstand des Bezirksverbandes der Frauenhilfe Herford,

verantwortlich für die Weltgebetstagsarbeit mit Reisen in die jeweiligen Länder des Weltgebetstags

und anschließenden Vorträgen im Land. Außerdem Engagement als „Grüne Dame“ im Altenheim.



Renate Schroeder

Tacloban, ein Jahr nach der Flutkatastrophe

Orchideen und Benzingeruch

Von Alois Schwarz

Ein wolkenloser Himmel. Unter uns die tropische Inselwelt der Philippinen. Ein Bilderbuch, das nach der Landung der nüchternen Realität weicht. Tacloban – die „schöne Stadt an der Bucht,“ die stolze Provinzhauptstadt auf der Insel Leyte, Heimat historischer Bauwerke und zahlreicher Kirchen aus der spanischen Kolonialzeit, die Stadt der Studenten und innovativer junger Entrepreneurere – wurde am 8. November 2013 von einer Flutwelle zerstört. Der Taifun Haiyan ist tief im kollektiven Gedächtnis der Menschen festgeschrieben.

Dr. Nicolas Ranara, Pfarrer an der evangelischen Kirchengemeinde Tacloban, holte uns vom Flughafen ab. Auf der Fahrt vom Flughafen zur evangelischen Kirche fuhren wir durch eine einzige Baustelle. Von der Kirche ist nichts mehr übrig geblieben. Die

Fluten Haiyans hatten sie mitgerissen. Nichts war sicher vor dieser 7m hohen Welle. Wir stehen vor einem Baugerüst. Jeden Tag kommt Pastor Nicolas auf die Baustelle, freut sich über jeden Fortschritt. Langsam kommt das Leben zurück, verdrängt den Tod, erzählt er. Wir machen uns auf den Weg, die Stadt zu erkunden. Geschäfte, Restaurants, Straßencafés, Schulen haben wieder geöffnet. Jeder fertig gestellte Straßenabschnitt, jede neueingeweihte Brücke jedes Klassenzimmer, das seiner Funktion übergeben werden kann, wird in den Medien gefeiert. Schüler und Studenten in ihren Schuluniformen sind unterwegs. In zahlreichen halbfertigen Häusern ziehen Menschen ein; mit Improvisationsgeschick richten sie sich ein. Strom und Telekommunikation funktionieren wieder, wenn auch mit Ausfällen. Die Wasserversorgung bleibt ein Problem.

Wir sind bei Pastor Nick zu Hause. Or-

chideen blühen vor dem Haus, nehmen dem nüchternen Beton seinen Grauton. Wie überall in der Stadt verbreiten sie mit Hibiskus und Rhododendron eine optimistische Stimmung. Benzingeruch liegt über der Stadt. Das hat nicht nur mit dem wucherndem Verkehr zu tun, erklärt Pastor Nicolas. Der Taifun hat ganze Öldeposits entwurzelt und in die Stadt gespült, erinnert als übler Nachgeschmack an das Unheil in den Novembertagen 2013. Der Jugendleiter, ein Kirchenvorsteher und Mitglieder seiner Gemeinde erwarten uns. Bei Tee und Gebäck hören wir Geschichten.

Mutter Anna Reyes: Ich habe alles verloren, alles was mir wichtig war, meine Wohnung gibt es nicht mehr. Ich wollte zu meinen Kindern nach Manila, aber nichts mehr funktionierte. Die Fähren haben ihren Dienst eingestellt, die Straßen waren nicht mehr passierbar, zu viel Müll, zu viele Tote. Am schlimmsten war der Hunger. Ohne die Kirchengemeinde wäre ich verhungert. Ich habe keine Kraft mehr zu weinen. Da wo ich früher gewohnt habe, ist einfach eine Straße gebaut worden.

Pastor Nicolas erklärt, wie schwierig der Wiederaufbau ist und gleichzeitig, wie ungerecht es dabei zugehen kann. Das Grundbuchamt gibt es nicht mehr, und wer keine Dokumente vorweisen kann wie etwa einen Mietvertrag oder Hausbesitz usw., der landet vor Gericht und zieht häufig den Kürzeren. Die Schwachen haben immer das Nachsehen. Die Bürokratie war hoffnungslos überfordert, Regierungsstellen stritten über Zuständigkeiten in der Durchführung der Hilfsmaßnahmen. Nur langsam kam Hilfe, auch von kirchlicher Seite. Einmal haben wir verdorbene Lebensmittel erhalten, erzählt Anna. Zementsäcke und anderes Baumaterial, unsachgemäß gelagert, erwiesen sich als unbrauchbar, als sie auf unsere Baustelle angeliefert wurden, bemängelte Hernandez, der

Kirchenvorsteher. Abgesehen von einigen Pannen, haben wir dank der Hilfe aus Übersee vielen Menschen helfen können. Vorrangig ist die seelsorgerliche Begleitung der Gemeindeglieder, die Angehörige verloren haben oder immer noch vermissen, erläutert Pastor Nicolas. „Die menschliche Tragödie kann materiell nicht wiedergutmacht werden. Aber wir vertrauen auf Gott und erfahren dabei Hilfe und Gesten der Nächstenliebe von Brüdern und Schwestern, auch aus dem fernen Deutschland.“

Er arbeitet heute hauptberuflich in seinem früheren Beruf als Lehrer. Die Kirchengemeinde kann ihn nicht mehr bezahlen. Ehrenamtlich versorgt er seine Gemeinde und erlebt dabei viel Zuspruch. „Ich kann meine Gemeinde jetzt nicht im Stich lassen. Wenn alles klappt, werden wir Weihnachten in der neuen Kirche feiern.“ Das Geld dafür kam von zahlreichen Spendern, darunter auch aus Nördlingen.

(Pfarrer Alois Schwarz war vom 1. September bis 24. Oktober 2014 Gastdozent an der Kirchlichen Hochschule der Lutherischen Kirche in den Philippinen, in Baguio City. Zum Erntedankfest besuchte er die von dem Taifun zerstörten Kirchengemeinden Tacloban und Mahayang).

Alois Schwarz, Jahrgang 1954, Studium der Theologie in Saskatoon, Halifax und Winnipeg, Kanada. Verschiedene Lehrämter im Ausland. Seit 2009 Pfarrer in Nördlingen, Missionsbeauftragter. Vorstandsmitglied im BRSD seit 2011.



Alois Schwarz

Gütekraft

Von Paul-Gerhard Schoenborn

Das Wort „Gütekraft“ ist noch recht ungebrauchlich im deutschen Sprachraum. Es handelt sich um die Übertragung dessen, was Mohandas K. Gandhi mit einem von ihm geschaffenen speziellen Begriff „Satyagraha“ bezeichnete, die besondere, von ihm entwickelte, auf grundlegende Veränderung schlechter gesellschaftlicher Zustände abzielende Methodik, die im weitesten Sinn auf Anwendung von Gewalt bewusst verzichtet. In der englischsprachigen Literatur, die sich darauf bezieht, spricht man von „Nonviolence“.

Im Deutschen hat man in der Regel „Nonviolence“ mit „Gewaltfreiheit“ bezeichnet oder von „Gewaltfreier Aktion“ gesprochen. Diese Übertragungen, sowohl die englische wie die deutsche, treffen aber, so Martin Arnold, nicht die positive Fülle dessen, was Gandhis „Satyagraha“ ausmacht und was man bei der Inanspruchnahme dieser Streitkultur erfährt, in der es um gesellschaftliche Veränderung geht. Darum plädiert er seit langem – wie auch andere Friedensforscher – nun auch in seinem großen Werk für die Verwendung des Wortes „Gütekraft“.

Der neue Begriff steht für ein starkes allgemein-menschliches Potenzial, das in unserer Gesellschaft bisher wenig beachtet wurde. Dieses Potential, so wird in dem gesamten Werk Arnolds ausgeführt, ist in jedem Menschen. Es ermöglicht, auf kluge Weise Missstände abzubauen und Konflikte zu lösen. Es widerspricht dem weitverbreiteten gesellschaftspolitischen Zynismus und auch einem christlichen anthropologischen Pessimismus, die beide

in lähmende Resignation führen. Denn es basiert darauf, dass jeder Mensch wohlwollend und gerecht behandelt werden möchte und im Grunde auch so handeln möchte. Es beschreibt ein tätiges Wohlwollen, durch das eine positive Interaktionsdynamik entstehen kann. Als Methode der Konfliktbearbeitung ist Gütekraft geeignet, davon ist Martin Arnold überzeugt, bei Einzelnen, in Gesellschaft und Politik bis zur globalen Ebene Missstände nachhaltig abzubauen.

Martin Arnolds Werk ist interessanterweise in zwei verschiedenen Verlagen erschienen: Der Band aus dem Nomos-Verlag, Baden-Baden:

- *Martin Arnold: „Gütekraft – ein Wirkungsmodell aktiver Gewaltfreiheit nach Hildegard Goss-Mayr, Mohandas K. Gandhi und Bart de Ligt“, mit einem Geleitwort von Johan Galtung, Nomos Verlag, Baden-Baden 2011, 283 Seiten, 19,00 Euro. ISBN 978-3-8329-6975-2*

bildet den wissenschaftlich-abstrakten Rahmen des Werks. Die Seiten 1–80 bilden den Teilband 1 und leiten in das ganze Projekt ein. Die Seiten 81–283 ziehen als Teilband 5 theorie-praktische Folgerungen aus den Teilergebnissen der drei anderen Bände, die im Verlag Bücken & Sulzer, Overath erschienen sind:

- *Martin Arnold: „Gütekraft – Hildegard Goss-Mayrs christliche Gewaltfreiheit“, Verlag Bücken & Sulzer, Overath 2011, 149 Seiten. 12,50 Euro. ISBN 978-3-936405-65-1*
- *Martin Arnold: „Gütekraft – Gandhis Satyagraha“, Verlag Bücken & Sulzer, Overath 2011, 411 Seiten, 24,80 Euro. ISBN 978-3-936405-66-8*
- *Martin Arnold: „Gütekraft – Bart de Ligts humanistische Geestelijke Weerbaarhe“, Ver-*

lag Bücken & Sulzer, *Overath* 2011, 321 Seiten, 17,90 Euro. ISBN 978-3936405-67-5

In diesen drei Büchern werden drei prominente Friedensaktivisten vorgestellt. Es sind Hildegard Goss-Mayr, eine katholische Österreicherin, Mohandas K. Gandhi, ein Hindu, und der Niederländer Bart de Ligt, der als Calvinist begann, aber zu einem entschiedenen atheistischen Humanisten wurde. Diese Menschen, um deren Lebenswerk es geht, sind in total verschiedenen geistig-spirituellen Kontexten zu ihren auf Vermehrung von Frieden abzielenden Reflexionen und Aktionen gekommen. Es geht Martin Arnold um deren grundsätzlichen Äußerungen, um Freilegung der Triebkräfte hinter ihren Friedensaktivitäten. und ihre erfolgreichen gesellschaftspolitische Emanzipationskampagnen. Er möchte herausbekommen, ob es jenseits ihrer ideologischen Kontexte etwas Gemeinsames, etwas Verbindendes, etwas in ganz andere Situationen Übertragbares gibt.

Ich wende mich zunächst diesen drei Teilbänden zu. Martin Arnolds Vorgehensweise ist in jedem Band gleich. Er informiert über die entscheidenden Knotenpunkte im Leben dieser drei Charismatiker der Gewaltfreiheit. Er analysiert zentrale authentische Dokumente, Selbstzeugnisse und Publikationen. Er wertet zudem Darstellungen oder Bewertungen durch andere Forscher aus. Sein Bestreben zielt darauf hin, festzustellen, wie und in welchen Teilschritten sich Gütekraft in Friedensaktionen bei diesen engagierten Menschen zur Geltung kam und auf die ausgestrahlt hat, die von ihnen inspiriert und aktiviert wurden.

Hildegard Goss-Mayr

Hildegard Goss-Mayr (geboren 1930), Ehrenpräsidentin des Internationalen Versöhnungsbundes, ist tief verwurzelt im christlichen Glauben katholischer Prägung. Ge-

meinsam mit ihrem Mann Jean Goss, den mystische Erfahrungen in deutscher Gefangenschaft zur aktiven, in der Erfahrung der Liebe Gottes gründenden Feindesliebe antrieben, arbeitete sie sich immer tiefer in Theorie und Praxis gewaltfreier Friedensaktionen ein. Sie inspirierte mit nachhaltigem Erfolg die gewaltfrei-gütekraftigen Bewegungen zur Beendigung der Marcos-Diktatur auf den Philippinen (1986) und der Ratsiraka-Diktatur auf Madagaskar (2001). Sie begleitete über zwei Jahrzehnte Hungerstreiks und andere Aktionen der gewaltfreien lateinamerikanischen Bewegung „Justicia y Paz“, eines wichtigen Seitenzweigs der Theologie der Befreiung, in engem Kontakt mit dem argentinischen Friedensnobelpreisträger Adolfo Perez Esquivel.

In mehreren Büchern, die zu Handbüchern gewaltfreier Aktionen wurden, reflektierten Hildegard Goss-Mayer und Jean Goss ihre Erfahrungen. Zwei dieser Werke sind leicht greifbar in der von Thomas Nauwerth herausgegebenen digitalen „Handbibliothek Christlicher Friedenstheologie“ (DbSOB67, Berlin 2004), nämlich: Hildegard Goss-Mayr: „Der Mensch vor dem Unrecht – Spiritualität und Praxis gewaltloser Befreiung“ und: Hildegard Goss-Mayr, Jean Goss: „Evangelium und Ringen um den Frieden - Einüben in die Gewaltfreiheit des Evangeliums und die Methoden zum Engagement“.

Martin Arnold stellt minutiös dar, wie die in Wien lebende „Grand Old Lady“ der gewaltfrei-gütekraftigen Konfliktlösung das Funktionieren ihres wirkungsvollen Engagements für Gerechtigkeit und Frieden vor und nach großen Aktionen reflektiert und in Schulungen und Handbüchern weitergegeben hat. Er arbeitet heraus, dass die Begründung ihres gütekraftigen Handelns transzendente, damit unverfügbare

Komponenten hat, nämlich die Gewissheit, dass ihre Liebe zu den Menschen, auch den Konfliktgegnern, für Hildegard Goss-Mayr von dem herrührt, was Gottes Liebe in ihrem Herzen entzündet hat. Über diese religiöse, genauer: christliche Dimension sagt sie einmal: „Wir wussten, dass in dieser Pioniersituation letztlich nicht wir es sind, die wirksam werden, sondern Gottes Kraft durch uns.“ (Teil 2 der Gesamtstudie, S. 66). Martin Arnold ist es aber wichtig festzustellen, dass Hildegard Goss-Mayr zugleich davon überzeugt ist, dass „Gütekraft eine in jeden Menschen grundlegende Urkraft ist“, nämlich dass in jedem potentiell „die Kraft zu lieben, gerecht zu sein und in der Wahrheit zu stehen“ angelegt ist. (S.65). Am Schluss dieses Teilbandes konzentriert Martin Arnold die in der Praxis der christlichen Friedensaktivistin bewährten und pädagogisch durchreflektierten Handlungsschritte in graphischen Zusammenfassungen, die mich an (etwas komplizierte) Tafelbilder in früheren Schulklassen erinnern.

Mohandas K. Gandhi

Mohandas K. Gandhi (1869– 1948) wurde weltweit bekannt als politischer und geistiger Anführer der indischen Unabhängigkeitsbewegung, die durch gewaltfreien Widerstand („ziviler Ungehorsam“) und spektakulären Fastenaktionen („Fasten bis zum Tode“) schließlich im Jahre 1947 das Ende der britischen Kolonialherrschaft herbeiführte. Zuvor hatte der indische Rechtsanwalt in Südafrika gegen die rassistische Diskriminierung seiner dort lebenden Landsleute gekämpft und für die Gleichberechtigung aller Landesbewohner eingesetzt. Man legte ihm den Ehrennamen „Mahatma“ = „Große Seele“ bei. In Folge seiner gewaltfreien politischen Aktionen verbrachte

er acht Jahre in Gefängnissen. Im Jahre 1948 erlag er einem Attentat.

Mahatma Gandhis Grundhaltung Satyagraha, das beharrliche Festhalten an der Wahrheit und Vertrauen auf Güte, umfasst neben Ahimsa, der Gewaltlosigkeit, noch weitere ethische Forderungen wie etwa Swaraj, was sowohl individuelle als auch politische Selbstkontrolle und Selbstbestimmung bedeutet. Gandhi sprach Gefühle und Gewissen seiner Gegner an, um sie umzustimmen und als Freunde bzw. Verbündete zu gewinnen.

„Wir wollen uns nach der leisen Stimme des Herzens in unserem Inneren richten und uns nicht davon abhängig machen, ob andere dasselbe tun. Dann strahlen wir Güte auf alle aus, und sie strahlen sie zurück.“ (Teilband 4, S. 21) Wie stellt sich der Hindu die Wirkungsweise seines persönlich-gesellschaftlich-politischen Gütekraft-Konzepts vor? Dazu hat Martin Arnold die einhundert (!) Bände (!) von Gandhis „Collected Works“ mithilfe der seit wenigen Jahren vorliegenden Digital Edition ausgewertet. So ist – sehr detailliert und kleinschrittig – dieses umfangreichste Buch seines Werkes entstanden. Wer sich in Zukunft nicht nur schnell und oberflächlich, sondern gründlich mit Gandhi beschäftigen will, sollte zu diesem Buch greifen, denn hier wird er umfassend informiert. Ausgehend von Gandhis Begriff der Seele entwickelt Martin Arnold einen neuen, einfachen Ansatz zum Verstehen der Großen Seele (= Mahatma) für westlich geprägte Menschen. Gandhi habe nicht nur geredet, sondern habe „gewaltfreie Waffen“ entwickelt, mit denen er durchaus experimentierte und deren Grenzen er erfuhr. Sein ganzes Leben, sagt Martin Arnold, sei reflektiertes Experiment gewesen. Und er war damit politisch erfolgreich.

Auch dieser Band weist am Ende eine

graphische Zusammenfassung auf: „Satyagraha – Das Ideal und der Vorgang seiner Verwirklichung: Alle Menschen wissen unbewusst oder bewusst: Im Wertvollsten des Menschen sind alle miteinander verbunden. Daher neigen alle zu Wohlwollen und Gerechtigkeit allen gegenüber. Das Wertvollste ist die Potenz zur Selbstlosigkeit, die in vollkommener Selbstlosigkeit gipfelt. Selbstlosigkeit schließt Satyagraha für eigene Interessen aus.“ Das ist ein unerreichbares Ideal, aber durch Übung, durch Selbstdisziplin möglich. (Teilband 4, S. 372)

Bart de Ligt

Bart de Ligt (1883–1938) wurde von Freunden und Mitstreitern „Gandhi des Westens“ genannt. Mir war er bislang nicht bekannt. Dass es in den friedensbewegten achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts eine engagierte, teilweise liebenswert chaotische Friedensbewegung in den Niederlanden gab, habe ich in seinerzeit in persönlichen Begegnungen wahrgenommen. Nichts aber wusste ich davon, dass seit der Zeit des Ersten Weltkriegs bis zur Okkupation der Niederlande durch die Deutschen im Zweiten Weltkrieg dort eine europaweit wirksame humanistisch-pazifistische Bewegung gab, die aber nach 1940 völlig verschwand. So nehme ich an, dass dieser Teilband 4 über Bart de Ligt, einen der wichtigsten Vordenker und Vorkämpfer dieser untergegangenen niederländischen Friedensbewegung aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, nicht nur für mich eine wichtige Wahrnehmungserweiterung darstellt, sondern auch für andere an der Geschichte der Friedensbewegung Interessierte.

Bart de Ligt nennt sein erfolgreich angewandtes gewaltfreies Kampfkonzept für Gerechtigkeit und Frieden „Geestelijke Weerbaarheid“ (wörtlich: geistig-sittliche Wehrhaftigkeit). Darüber dachte er lebens-

lang nach, sie ist die Basis seines Friedens-Wirkens. Sein Denk- und Handlungsaxiom lautet: „Die Wahrheit und die Menschlichkeit – dies sind Kräfte, mit denen im Leben auch gerechnet werden muss.“ (Teil 4 der Gesamtstudie, S. 19) Und zwar in mir, bei meinen Freunden, aber auch bei meinen Gegnern.

Der Sohn eines calvinistischen Pfarrers studierte Theologie und wurde selbst auch im Jahre 1910 Pfarrer in der kleinen Dorfgemeinde Nuenen. Einer seiner Vorgänger war der Vater Vicent van Goghs! Er trat in diesem Jahr dem „Bond van Christen-Socialisten“ bei und wurde ihr geistiger Führer. Während des Ersten Weltkriegs engagierte sich energisch für Wehrdienstverweigerung aus Gewissensgründen. Er geriet deswegen in verschiedene Konflikte, wurde vor Gericht gezogen und ging für einen kurzen Zeitraum ins Gefängnis, weil er eine Geldstrafe nicht akzeptierte. Seine konservative Kirche und er entfremdeten sich zunehmend. Statt mit biblisch-theologischer Literatur befasste er sich mit anarchistischen Autoren. Im Jahr 1918 gab er sein Pfarramt auf und trat konsequenterweise aus der Kirche aus. Er lebte hinfort als engagierter Redner und freier Schriftsteller. Bedeutende Wegmarken seines Erfolges sind: 1921 Gründung der War Resisters' International, 1923 Anerkennung der Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen, 1938 Gründung der ersten Friedensakademie.

Martin Arnold erarbeitet in diesem Teilband 4 nicht nur die Biographie. Er stellt vor allem das Konzept des entschiedenen Freidenkers und Sozial-Anarchisten dar und analysiert seine Vorstellungen unter Wirkungsaspekten. Eine Besonderheit der Arbeit liegt in der Liste von fünfundsechzig „Direkten Aktionen“ für den Frieden bzw. gegen den Krieg seit der Antike, die er aus Bart de Ligts umfassenden Forschungen

zur Menschheitsgeschichte unter Friedensgesichtspunkten zusammengestellt hat. (S. 122–142). Auch hier fasst er am Ende des Teilbandes die geistigen Prozesse und die dem entsprechenden praktischen Schritte in mehreren graphischen Übersichten zusammen.

Martin Arnolds Auswertung

Ich komme zum Schluss nun wieder auf den wissenschaftlich-abstrakten Rahmen des Werkes: „Gütekraft – ein Wirkungsmodell aktiver Gewaltfreiheit ...“ aus dem Nomos Verlag zurück und zwar auf den Teilband 5, die Seiten 81–283.

Martin Arnold hatte bei den drei prominenten Friedenskämpfern durch abstrahierenden Reflexion jeweils eine idealtypische Struktur erarbeitet und eine Abfolge methodischer Schritte graphisch dargestellt. Er vergleicht nun die Komponenten in den Grundanschauungen und entwickelt entsprechende Tabellen (Teilband 5, S. 97ff). So gelingt es ihm, das Gemeinsame in den drei verschiedenen Plausibilitätsstrukturen sichtbar zu machen und es auf generelle Übertragbarkeit beziehungsweise Anwendbarkeit zu befragen.

Die Synthese, in mehreren Kapiteln erläutert, ist verblüffend: Das Vertrauen auf Gütekraft ist nicht an weltanschauliche – christliche, hinduistische, atheistisch-humanistische Einstellung gebunden. Ganz gleich, welchen ideologischen Background ein Mensch oder Aktionsgruppen haben, es lohnt sich, bei Konflikten und Konfliktlösungen Aktionen durchzuführen, die sich auf Gütekraft verlassen und diese zum Zug kommen zu lassen.

Der Aufweis der einzelnen Schritte von Gütekraft-Prozessen durch Martin Arnold hat einen spürbaren Aufforderungscharakter. Leser seines Werkes sollen bei sich

erwägen, ob sie bei passender Gelegenheit nicht selbst – auf diese oder in abgewandelter Weise – es mit Gütekraft versuchen wollen.

Der große norwegische Friedensforscher Johan Galtung stellt in seinem Geleitwort dem Werk Martin Arnolds ein hohes Lob aus: „Martin Arnold hat den Sozialwissenschaften im Allgemeinen und der Friedensforschung im Besonderen mit der Meisterleistung der Abfassung dieses Buches über die Kraft, die darin liegt, gut zu sein und Gutes zu tun, einen riesigen Dienst erwiesen. Es ist sicher die umfassendste Arbeit über Theorie und Politik der Nonviolence. ... Glückwünsche und Dank an Martin Arnold!“ (Teilband 1/5, S. 9)

Paul Gerhard Schoenborn, Jahrgang 1934, aufgewachsen in Dinslaken, Studium der Theologie, Philosophie und Soziologie, 1963–1973 Gemeindepfarrer in der Arbeitergemeinde Rheinhausen-Friemersheim, 1969–1973 Mitglied im Arbeitskreis „Politisches Nachtgebet“ in Rheinhausen.



Paul Gerhard Schoenborn

Über viele Jahre Mitarbeiter beim Deutschen Evangelischen Kirchentag (Lateinamerika-Forum), 1973–1981 Studentenpfarrer, von 1981–1995 Pfarrer für Erwachsenenbildung in Wuppertal. Er lebt mit seiner Frau seit 1995 im Ruhestand in Wuppertal.

REZENSIONEN

Ein Pazifist gegen Krieg und Faschismus

Von Dietlinde Haug

François de Beaulieu, „Mein Vater, Hitler und ich“. Mit einem Geleitwort von Wolfram Wette und Nachworten von Karl Holl und Helmut Donat, Hardcover, 240 Seiten, 69 Abbildungen, ISBN 978-3-943425-20-8, 14,80 €

Das Buch „Mein Vater, Hitler und ich“ von François de Beaulieu habe ich nach anfänglicher Skepsis mit zunehmendem Interesse gelesen. Es beleuchtet eine bislang weniger dargestellte Seite des Widerstands gegen den Nationalsozialismus, den der Pazifisten und Kriegsdienstverweigerer. Es beschränkt sich zudem nicht auf den engeren Zeitraum zwischen 1933 und 1945, sondern bezieht die Entwicklung davor und danach mit ein. Es bezieht außerdem den Aspekt der dt-frz. Beziehungen mit ein, der meiner Kenntnis nach bei Darstellungen des Widerstands gegen den Nationalsozialismus eher selten beleuchtet wird.

Doch worum geht es in dem Buch genauer? Der Autor ist Abkömmling einer frz. hugenottischen Adelsfamilie aus der Bretagne, von der sich einige Mitglieder Ende des

17. Jhs. nach Aufhebung des Edikts von Nantes in Preußen angesiedelt hatten. Er geht der Geschichte seiner Familie nach, die mittlerweile über die ganze Welt verstreut lebt, besonders aber der Lebensgeschichte seines Vaters. Wir als Leser lernen einen Menschen kennen, der in der Begegnung mit Dietrich Bonhoeffer zum überzeugten Pazifisten wurde, ein Theologie-Studium aufnahm, dann aber doch am zweiten Weltkrieg als Soldat teilnehmen musste. Beschrieben wird, wie er dennoch die Anbindung an pazifistische Organisationen (darunter die kleine Quäkergemeinde in Berlin) hält und so seiner pazifistischen Überzeugung, so gut es in der damaligen Zeit eben ging, treu bleibt. An der Front ist er als Funker eingesetzt, was ihm Kenntnisse über die Verbrechen der Wehrmacht, insbesondere an den Juden in Osteuropa (z.B. Babi Jar) verschafft, über die nicht jeder verfügte. Diese Kenntnisse gab er, unter großem Risiko für seine Person, weiter. Seine Fronturlaube verbrachte er in Berlin. Dort beteiligte er sich an den Hilfsaktionen der Quäkergemeinde für Juden und andere Verfolgte. 1943 wurden seine Widerstandstätigkeiten





entdeckt, und er wurde wegen Wehrkraftzersetzung zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, die er im Wehrmachtsgefängnis Torgau verbüßte.

Nach Kriegsende kehrte er in das Ursprungsland seiner Familie, nach Frankreich, zurück, heiratete eine Französin und nahm (1947) die frz. Staatsangehörigkeit an. Wir erfahren als Leser von den Vorbehalten, die es nach dem Krieg in Frankreich noch lange gegenüber den Deutschen gab (Bezeichnung der Deutschen als „boches“, Vermeidung des Namens „Allemagne“, stattdessen „bochie“ u.ä.) und auch einige Interna des frz. Protestantismus. Beruflich wirkte François de Beaulieu Vater als protestantischer Pfarrer in Lothringen. Seinen Lebensabend nach der Pensionierung verbringt er dann in der ursprünglichen Heimat der Familie, in der Bretagne, wo er mit seiner Frau ein altes Anwesen gekauft und renoviert hat.

Der Autor kennt die Literatur zum Nationalsozialismus und zum zweiten Weltkrieg im Allgemeinen sowie zum Widerstand im Besonderen bemerkenswert gut. Für dt. Leser interessant sind die zahlreichen Verweise auf frz.-sprachige Literatur zum Thema, hierzulande nicht unbedingt so bekannt, da sie zum größten Teil nicht übersetzt ist.

Dem Buch beigelegt ist ein

aufschlußreiches Geleitwort von Wolfram Wette sowie zwei Nachworte des Übersetzers Karl Holl und des Verlegers Helmut Donat mit kontroversen Ergänzungen zu den Darlegungen des Autors aus dt. Sicht.

Ich möchte abschließen mit einigen Bemerkungen zur Qualität der Übersetzung. Es gibt einige Druckfehler (z.B. unterschiedliche Schreibweise von Eigennamen im Fließtext und im Register) und einige wenige grammatikalische Fehler. Dies bleibt aber noch im Rahmen. Leider habe ich den frz. Originaltext nicht zur Verfügung, so daß ich die frz. und die dt. Fassung nicht miteinander vergleichen kann. Ich empfand aber beim Lesen den stark substantivisch geprägten Stil als etwas mühsam, wo der Gebrauch von Verben und Adverbien im Dt. lebendiger klingen würden. Hier wurde der stärker substantivisch geprägte Stil des Frz. für mein Empfinden zu stark beibehalten. (Banales Beispiel: „avec plaisir“ oft besser übersetzt mit „gern“ statt wörtlich „mit Vergnügen“.) Es wurden in der Übersetzung ziemlich durchgängig typisch frz. Ausdrucksweisen beibehalten. Beispiel: „so umständlich das auch klingen möge“ – ich fände als dt. Formulierung besser „auch wenn das ziemlich umständlich klingt“. U.U. hätte man

auch die auch im Original wohl häufig ziemlich langen Sätze öfter mal auflösen können, um den Text lesbarer zu gestalten. Bei besonders langen Sätzen gelang gelegentlich die Satzkonstruktion im Dt. nicht mehr genau, und es kam zu grammatikalischen Fehlern. Vor allem aber wurde das Lesen manchmal etwas mühsam.

Als stilistisch gut geschrieben (um den Inhalt soll es an

dieser Stelle nicht gehen!) habe ich das Geleitwort von Wolfram Wette empfunden und mit kleinen Abstrichen (teilweise etwas zu lange Sätze) das Nachwort von Helmut Donat. Das Nachwort des Übersetzers Karl Holl entspricht stilistisch weitgehend seiner Übersetzung, was meine Bemerkungen zu seiner Übersetzung relativiert, sie entspricht eben offensichtlich auch seinem persönlichen Stil.

Der christliche Widerstand der Weißen Rose

Von Rainer Dörbaum

Detlef Bald / Jakob Knab (Hg.), *Die Stärkeren im Geiste – Zum christlichen Widerstand der Weißen Rose*, Klartext Verlag, Essen 2012, 228 Seiten, 19,95 Euro, ISBN 978-3-8375-0660-0

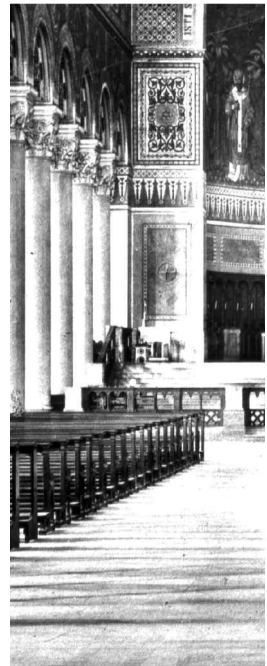
In einem Brief von Sophie Scholl an ihren Freund Fritz Hartnagel aus dem Herbst 1942 heißt es: „Ja, wir glauben auch an den Sieg der Stärkeren, aber der Stärkeren im Geiste.“

Am Anfang steht ein Geleitwort von Prof. Dr. Hans Maier. Es ist einer Rede mit dem Titel „Christlicher Widerstand im Dritten Reich“ entnommen und eignet sich gut als Einführung in das Thema des vorliegenden Buches: Der Widerstandsbegriff gehe wohl über das politisch-militärische

weit hinaus und verlange nach weiteren abgestuften Konzepten. Lassen sich bei widerständigen Menschen eindeutig christliche Motive identifizieren, so wird „christlicher Widerstand“ zu einer eigenen Kategorie. Ein „freies Glaubenswagnis“ gingen zur Zeit des Nationalsozialismus nur wenige Einzelpersonen ein, während die kirchlichen Institutionen, so auch die protestantische Bekennende Kirche, kaum Widerständigkeit erkennen ließen. Die „Maskerade des Bösen“ (Bonhoeffer) hatte alle ethischen Begriffe durcheinander gewirbelt. Es ist eine besondere Tragik, dass die christlichen Widerstandskämpfer(innen) im Leben und im Sterben von der Gesellschaft ausgegrenzt wurden und ihnen die Anerkennung durch



der Weißen Rose





die offizielle Kirche versagt blieb.

Vier Autoren versuchen durch unterschiedliche Zugänge in insgesamt 12 Beiträgen, dem Thema des Buches gerecht zu werden.

Detlef Bald und Jakob Knab geben bereits in ihrer Einleitung einige Hinweise auf die politische Ethik des Kerns der Gruppe „Weiße Rose“ und deren christlich-religiöse Fundierung. Hans und Sophie Scholl, Christoph Probst, Alexander Schmorell, Willi Graf und Kurt Huber – sie alle suchten im Verlauf der NS-Zeit, in der einige von ihnen anfangs selbst in den Jugendorganisationen der Nationalsozialisten organisiert waren, nach ethischer Rechtfertigung von Widerstand gegen die Tyrannei. Ihre biografische Lebenswelt war traditionell mehr oder weniger religiös geprägt und aus ihrer „Lesewut“, insbesondere aus den Schriften der Kirchenväter Augustinus („Confessiones“) und Thomas von Aquin, dem bedeutendsten Theologen des Mittelalters, schöpften sie die notwendige geistige Kraft und die Zuversicht, die es ihnen ermöglichte, die eigene Lebensspur zu finden und zu selbstbestimmten Persönlichkeiten heranzureifen. Die Grundhaltung der Gruppe war christlich, oder zumindest zutiefst humanistisch geprägt. Sie entschied sich, nicht nur in Gedanken, sondern vor al-

lem in der Tat ihre Gesinnung zu zeigen.

Die Zwei-Reiche-Lehre (Römer 13) verlor unter den gegebenen Umständen ihre Gültigkeit, und Widerstand gegen den tyrannischen Antichristen wurde zur Gewissenspflicht. Diese Haltung bezeichnete Dorothee Sölle später einmal als „Politisierung des Gewissens“.

Die Akteure der Gruppe „Weiße Rose“ handelten in persönlicher Verantwortung vor Gott und den Menschen und waren sich des Risikos für ihr eigenes Leben bewusst. Ihr früher, gewaltsamer Tod war jedoch kein religiös motivierter „Opfergang“. Der Empathie mit den Opfern der Barbarei, insbesondere der jüdischen Bevölkerung, stand eine dem Leid anderer gegenüber apathische gewordene Gesellschaft gegenüber, deren Mehrheit von der Gruppe als „feige, geistlose und willenlose Masse von Mitläufern“ (siehe Flugblatt I) bezeichnet wurde. Es galt, „den Mund aufzutun für die Stummen“ (Bonhoeffer) und das Mitleiden in jenem Augenblick zu einer Verpflichtung werden zu lassen, als die biblische Werteordnung in heftigen Gegensatz zur faschistischen Herrenmenschens-Ideologie geriet. Dieser Haltung ist die Gruppe mit Standfestigkeit und großem Mut gefolgt.

Als religiöse Mentoren, bei denen insbesondere Hans

Scholl eine intensive Hinwendung zum christlichen Glauben fand, stellt Jakob Knab den Publizisten Carl Mut, den Herausgeber der Zeitschrift „Hochland“ sowie den Schriftsteller Theodor Haecker vor. Beide gehörten dem sog. „christlichen Existenzialismus“ an, als dessen Gründer Sören Kierkegaard gilt.

Ein weiteres Kapitel widmet Detlef Bald den Einschätzungen der Schriftstellerin Ricarda Huch – sie benutzte den umstrittenen Begriff „Märtyrer“ – und des Religionsphilosophen und Theologen Romano Guardini. Nach intensivem Quellenstudium kommen beide zu dem Ergebnis, dass das religiöse Element wesentlich das Handeln der Gruppe im Widerstand und auch im Hinblick auf eine zukunftsweisen den Wertebindung bestimmt hat.

Den größten Einfluss auf das Denken und seine Bedeutung als Vorbedingung des späteren konsequenten Handelns der Gruppe hat zweifellos die Lektüre christlicher und philosophischer Literatur des Abendlandes ausgeübt. Neben den bereits erwähnten Autoren sind noch Romano Guardini („Hölderlin, Weltbild und Frömmigkeit“), Werner Bergengruen („Am Himmel wie auf Erden“), Reinhold Schneider („Macht und Gnade“) sowie Georges Bernanos („Tagebuch eines Landpfar-

ers)“ zu nennen. Für Sophie Scholl hatten die Predigten des englischen Gelehrten und Kardinals John Henry Newman zum Thema „Gewissen“ eine besondere Bedeutung. Ähnlich wie Dietrich Bonhoeffer, der das Gewissen als Stimme Gottes bezeichnet hat, die zur Einheit des Menschen mit sich selbst ruft, und der man nicht zuwiderhandeln dürfe (D. Bonhoeffer „Ethik“), so gibt auch Newman den dringenden Rat, der inneren Stimme des Gewissens mit großer Treue zu folgen und beständig um Kraft dafür zu beten. Das persönliche Gewissen wird so, um des Menschlichen willen, zur höchsten und letzten Instanz ethischer Entscheidungen und ethischen Handelns.

Ein weiterer Beitrag von Jakob Knab befasst sich mit dem Thema „Weltanschauung und Widerstand“ und vergleicht die Perspektiven von Graf Stauffenberg und Hans Scholl. Für den aus einer katholisch geprägten Tradition stammenden Oberst, einen Mann von musischer Begabung und humanistischer Bildung, kommt im Spannungsverhältnis zwischen Gehorsam und Gewissen sein soldatisches Selbstverständnis an erster Stelle. Beiden gemeinsam ist ein christliches Fundament, das ihre Sichtweisen und ihr Handeln bestimmt hat.

Die Nürnberger Theologin Renate Wind, eine ausgewie-





sene Bonhoeffer-Expertin, geht auf die unterschiedlichen Wesens – und Verhaltensmerkmale von Wilhelm Graf und Dietrich Bonhoeffer ein. Die beiden Männer unterscheiden sich im Lebensalter, in der Sozialisation und in der Art ihres Widerstandes. Wichtig bleibt aber, trotz ihrer fragmentarischen Lebensläufe, dass ihr Leben seine Würde und Vollendung im Kampf gegen das Böse finden konnte. Ihr mutiges Zeugnis muss von den nachfolgenden Generationen weitergetragen werden.

In ihren letzten Stunden vor der Hinrichtung waren sich alle Mitglieder der „Weißen Rose“ sicher, dass der Tod nicht das letzte Wort haben würde. So ist folgendes Abschiedswort von Christoph Probst an die Geschwister Scholl überliefert: „In der Ewigkeit sehen wir uns wieder!“ Auch Alexander Schmorell glaubte felsenfest an ein Weiterleben nach dem Tod. An Dietrich Bonhoeffer erinnern seine letzten Worte vor der Hinrichtung: „In wenigen Stunden

werde ich im besseren Leben sein!“

Es lohnt sich besonders, die im Anhang des Buches abgedruckten sechs Flugblätter der „Weißen Rose“, mit deren Hilfe die Gruppe verzweifelt versuchte, die Bevölkerung wachzurütteln und an ihr Gewissen zu appellieren, genau zu studieren. Diese können inzwischen auch im Internet abgerufen werden.

Das vorliegende Buch ist eine umfassende Analyse der Gruppe „Weiße Rose“ und der Beweggründe, die sie zum „Tun des Gerechten“ (Bonhoeffer) veranlassten. Es ist den Autoren gelungen, die Verflechtung von christlichem Glauben und politischem Handeln erkennbar zu machen. Auch wenn manche Fakten nicht gänzlich neu sind, ergibt dennoch aus der Dichte der Informationen, die der Leser bekommt, ein sehr eindringliches und kompaktes Bild der Gruppe „Weiße Rose.“ Ihr Denken und Handeln verdient die Bezeichnung „christlicher Widerstand.“

Rückfall in Barbarei – eine pazifistische Analyse

Von Elmar Klink

Bd. 16, Donat Verlag, Bremen
2009, 144 S.

Ludwig Quidde, *Deutschlands Rückfall in Barbarei. Texte des Exils 1933–1941. Hrsg. und eingeleitet von Karl Holl. Schriftenreihe Geschichte und Frieden –*

Bisher war nur wenig bekannt, dass sich einer der bedeutendsten frühen deutschen Pazifisten in

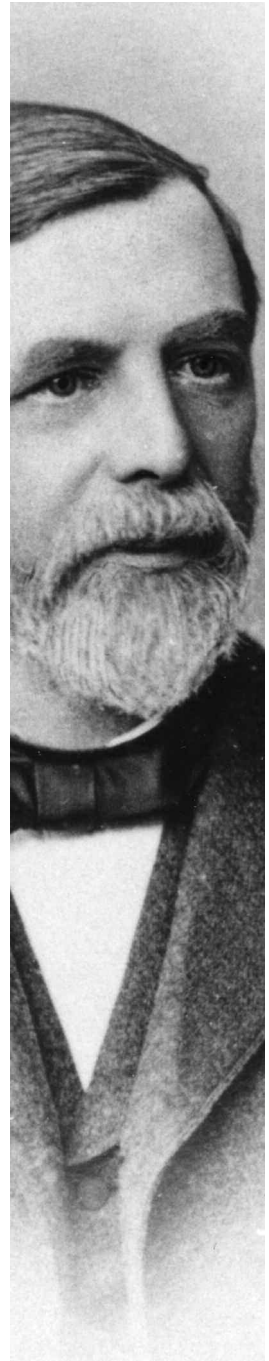
Form analysierender und kommentierender Aufsätze auch mit dem Fortgang deutscher Geschichte im Nationalsozialismus eingehend befasst hat. Allein ihre Veröffentlichung aus der schwierigen Lage des Exils heraus kam aus unterschiedlichen Gründen und Erwägungen nicht zustande, und so dürfen wir die Beiträge aus dem Nachlass, die das hier zu besprechende Buch enthält, in erster Linie als erstmalig publiziertes Zeugnis der Selbstvergewisserung des Verfassers lesen und verstehen, der sich dabei freilich als genauer Kenner der Ereignisse seiner Zeit erweist.

Der am 23. März 1858 mitten in die großbürgerliche, hanseatisch-bremische Kaufmanns- und Handelswelt hinein geborene L. Quidde, gehört vor 1933 neben Bertha von Suttner, Gustav Stresemann, Alfred H. Fried und Carl von Ossietzky in die Reihe deutscher und deutschsprachiger Empfänger des Friedensnobelpreises, den er 1927 erhielt. Vom Geist her linksliberaler Pazifist und Politiker, betätigte sich der akademisch ausgebildete Historiker Quidde in der bürgerlichen deutschen Friedensbewegung, war von 1914 bis 1929 Vorsitzender der von Bertha von Suttner 1892 mitbegründeten Deutschen Friedensgesellschaft (DFG). Quidde war rege als Redner auf Friedenskongres-

sen, pazifistischen Versammlungen und Publizist tätig; neben zahllosen einschlägigen Zeitschriftenaufsätzen hinterließ er auch gedruckte Werke, u. a. *Der Militarismus im heutigen deutschen Reich*. Eine Anklageschrift (1893); *Caligula*. Eine Studie über römischen Cäsarenwahnsinn (1894); *Völkerbund und Demokratie* (1922); *Der deutsche Pazifismus während des Weltkriegs 1914–1918* (neu aus d. Nachlass, Boppard a. Rh. 1979). 1907 organisierte er die 16. Weltfriedenskonferenz in München. 1933 verließ der von politischer Verfolgung akut bedrohte Quidde Deutschland und wechselte in die neutrale Schweiz, wo er bis zu seinem Tod am 4. März 1941 in Genf unter zumeist schwierigen Lebensverhältnissen seine Existenz fristen musste.

2001 wurde eine Ludwig-Quidde-Stiftung gegründet, die seit 2012 einen mit 5.000 Euro prämierten Ludwig-Quidde-Preis für friedenswissenschaftliche Forschungen auslobt.

Der Inhalt des Buches ist in drei unterschiedlich lange Abschnitte gegliedert mit einer ausführlichen Einleitung und zeitlichen Zuordnung der Texte durch den Herausgeber, den Historiker und em. Professor an der Bremer Universität, Karl Holl, der gleichzeitig auch Verfasser einer umfassenden Biografie über Ludwig



Das andere

↳ wahrhaftige
 von der Presse
 dass man der
 rige und man
 des Deutschland
 lich geschwächt
 - eingestehen ab
 in geschlagen
 lt gegen das
 gewalttätigen
 des Reiches
 an dem die
 in der greifbar
 ist, vor, auch
 in dem ist.

Auf die
 Transparenz und
 Folgen einer solch
 am Schritt zu
 macht die Frage
 dem vor gebracht

Quidde (Droste Verlag, Düsseldorf 2007) ist. Der erste, mit 91 Seiten deutlich längste Beitrag, eine genaue Analyse und Betrachtung der Entstehung und Charakteristik des NS-Regimes, trägt die Überschrift Deutschlands Rückfall in Barbarei und wurde bereits im März 1933 verfasst.

Der zweite, Die Kehrseite des Friedens, datiert aus dem Jahr 1938 und hat die näheren Umstände des Zustandekommens und der Folgen des sog. Münchner Abkommens zum Gegenstand. Quidde kritisiert und verurteilt mit deutlichen Worten das Zurückweichen des englischen Verhandlungsführers Chamberlain vor den von Hitler angestrebten Annexionen von deutschen Randgebieten in der Tschechoslowakei. Die Frage von Gewalt, Willkür und militärischem Widerstand wird eindeutig gebunden an den zivilen Standpunkt des internationalen Rechts. Nur die unmissverständliche Androhung von Krieg würde, so Quiddes Annahme, Hitler von seinen Plänen noch abgehalten haben. Ein Beispiel dafür, dass bei Quidde politischer Pazifismus nicht automatisch bedeutet, unter keinen Umständen von der Position prinzipieller Friedfertigkeit abzuweichen. Der CDU-Politiker Heiner Geißler hat in der Absicht, damit die Friedensbewegung zu treffen und verunglimpfen, in den

frühen 1980er Jahren die Schwäche interessengeleiteter britischer Appeasement-Politik gegenüber Hitler in ungeheurer Verdrehung dazu missbraucht, diese als „Pazifismus“ zu deklarieren, der Auschwitz erst möglich gemacht habe.

Der dritte Beitrag, Das andere wahre Deutschland, vermutlich verfasst – so der Herausgeber – in den ersten Kriegsmonaten 1939, eröffnet in durchaus auch visionärer Sicht den Blick auf ein „anderes Deutschland“ als das faschistisch barbarisierte und nimmt vorweg, was nach dem Ende des gerade begonnenen Krieges in Deutschland politisch und kulturell entstehen müsste. Interessant ist festzustellen, worin Quidde sich dabei täuschte, und wo er richtig lag. Richtig lag er mit der Warnung, dass sich nach dem für ihn bereits verlorenen Krieg die Frage einer möglichen Teilung Deutschlands nicht stellen dürfe. So schreibt er geradezu hellsichtig im dritten Beitrag: „Vor allem versuche man nicht, die Einheit des Reiches zu sprengen, Deutschland in eine Anzahl getrennter Staaten zu zerschlagen. Man würde damit einen Herd der Unruhe in Europa schaffen und direkt gegen das Interesse der Westmächte handeln. (...) Nicht das Reich, aber Preußen wird man zerschlagen dürfen, Deutschland neu gliedern und entweder

als Einheitsstaat in Provinzen oder lieber als Föderativrepublik in Ländern neu aufbauen.“ (S. 125/126) In einem anderen Punkt irrte Quidde, wo er an gleicher Stelle schreibt: „Das neue Deutschland wird aus den Fehlern der Weimarer Republik und den Schrecken des grausigen Hitler-Regimes gelernt haben. Es wird die Verbrecher zur Rechenschaft ziehen müssen und auch jenen, die sich ohne an Verbrechen Teil zu haben, in die Nazi-Organisationen eingliedert haben, keinen Einfluss gestatten dürfen. Dass diesen die bürgerlichen Rechte auf Zeit oder dauernd abzuerkennen sind, versteht sich

von selbst.“ (S. 125) Bekanntlich scheiterte die sog. Entnazifizierung nach dem Krieg auf ganzer Linie, rechnete nicht ein „neues Deutschland“ als Souverän mit der Nazi-Vergangenheit vieler maßgeblicher Verantwortlicher ab, sondern es waren die alliierten Sieger, die über die begangenen Verbrechen in Nürnberg zu Gericht saßen und im einsetzenden Kalten Krieg rasch das Interesse daran verloren, während viele ehemalige NSDAP- und SS-Mitglieder schon bald wieder in Amt und Würden waren, bis hinauf in höchste Ministerposten. Ein nachhaltiger Geburtsfehler der jungen BRD.



Christoph Butter

Hartz IV und die Folgen.

Auf dem Weg in eine andere Republik?

Von Franz Segbers

Christoph Butterwegge, Hartz IV und die Folgen. Auf dem Weg in eine andere Republik? Juventa/Beltz Verlag, Weinheim 2015, 290 Seiten, 16,95 Euro

Hartz IV ist eine Chiffre für Sozialabbau und Entrechtung der Menschen. Kein Wunder also, dass auch im zehnten Jahr nach den Hartz IV Reformen die Bilanz immer noch umstritten ist. Die Macher von Hartz IV beweihräuchern sich. Sie sprechen von sinkenden Arbeitslosenzahlen und verschwei-

gen den Zuwachs von schlechter Arbeit, von der man nicht leben kann. Wissenschaftlich lässt sich ein eindeutiger Zusammenhang zwischen der Arbeitsmarktreform und dem Rückgang der Arbeitslosigkeit nicht belegen.

Hartz IV ist der tiefste Einschnitt in der Entwicklung des Sozialstaates nach 1945. Christoph Butterwegge hat diesen Paradigmenwechsel genau nachgezeichnet und aufgespürt, wer mit welchen Interessen die Hartz-IV-Reformen durchgesetzt hatte. Sein Fazit ist, dass „es sich bei Hartz IV um ein zutiefst inhumanes

Hartz IV und die Auf dem Weg i



System voll innerer Widersprüche handelt, das Menschen entrechtet, erniedrigt und entmündigt.“ Hartz IV war nicht nur eine bloß technische Zusammenlegung von Arbeitslosenhilfe und Sozialhilfe, sondern die Zerstörung der Arbeitslosenhilfe, die den Lebensstandard der Beschäftigten sichert. Entstanden ist eine Fürsorgeleistung, bei der Staat genau nachschaut, ob jemand bedürftig ist. Er kommt auch erst in den Genuß der Sozialleistung, wenn er alle Ersparnisse – bis auf einen Schonrest – aufgebraucht hat und partout keine Arbeit finden kann. Findet er keine Vollzeitstelle, dann wird er genötigt zu irgendeiner Arbeit, egal zu welchem Preis. Die erworbene Berufsqualifikation spielt keine Rolle mehr, der Lohn auch nicht. Jede Arbeit ist zumutbar, und sei es ein 1-Euro-Job. Der Hartz-IV-Regelsatz soll nicht ein Leben in Würde sichern, sondern Erwerbslose drängen, jedwede Arbeit zu akzeptieren. Es wird mehr gefordert als gefördert. Seitdem nimmt die Armut zu, auch Armut trotz Arbeit. Ein ausufernder Niedriglohnssektor, den bald fast ein Viertel aller Beschäftigten umfasste, beförderte die Exportstärke – zu Lasten der Löhne. Profitiert haben die Unternehmen.

Aus dem Sozialstaat, den Helmut Schmidt eine kulturelle Errungenschaft genannt

hatte, ist ein „Almosen-, Fürsorge- und Suppenküchenstaat“ geworden. Hartz IV bedeutete weniger Sozialstaat, dafür aber mehr Überwachungsstaat. Angst vor Hartz IV macht sich breit, nicht nur bei den Erwerbslosen.

Die Hartz IV-Gesetze sind ziemlich missraten, wenn sie an dem Ziel gemessen werden, mehr gute, existenzsichernde Beschäftigung zu erzeugen. Arbeitslose waren vor Hartz IV genauso lang ohne Job wie danach. Ganz zaghaft beginnt die Politik, mit der Einführung des Mindestlohnes die schlimmste Unwucht auszuglätten.

Im Gleichklang mit den Eliten hatten auch die Kirchengipfeln Lehmann und Kock die Hartz-Reformen aktiv begrüßt und sogar Verschärfungen gefordert wie eine Absenkung des Arbeitslosengeldes und einen Niedriglohn für Geringqualifizierte. Doch jetzt tritt die Diakonie wieder deutlich als Lobbyistin für die Erwerbslosen auf. Sie fordert einen armutsfesten Mindestlohn, die deutliche Erhöhung des Regelsatzes, Abschaffung der Sanktionen sowie eine Mindestrente von über 1000 Euro.

Christoph Butterwege hat ein wunderbares Buch geschrieben. Es ist detailreich und kundig. Vor allem aber hat er den richtigen Ton gefunden. Man spürt seinen Zorn über die Zerstörung des Sozialstaates und

die unsäglichen Folgen der Hartz-Reformen für alle. Die Eliten haben einen zerstörerischen Krieg gegen den unlieb-samen Sozialstaat geführt und

mit Hartz IV die Republik ver-ändert. Das Land ist sozial käl-ter geworden, die Demokratie wurde beschädigt, aber die Ex-portfähigkeit feiert Rekorde.

Teilen, nicht töten

Von Franz Segbers

Friedhelm Hengsbach, Teilen, nicht töten, Westend Verlag, Frankfurt 2014, 128 Seiten, 12,- Euro

Dieses Buch ist eine dringliche Warnung. Der bekannte Sozial-ethiker und Jesuit Friedhelm Hengsbach bringt es auf den Punkt: Wir befinden uns in einem Vorkrieg. „Dem Einsatz von Waffen gehen soziale Ungleichheit, hegemoniale Herrschaftsansprüche voraus, die für die jeweils Unterlegenen tödlich sind.“ Der Jesuit hat seinem Warnbuch einen Titel gegeben, den er sich von seinem Ordensmitbruder, dem jetzigen Papst Franziskus, entlehnt hat. „Diese Wirtschaft tötet!“ So urteilt der Papst über sozioökonomische Verhältnisse, denen sich die Mehrheit der Menschen wie einem unabwendbaren Schicksal ausgeliefert sieht. Längst war Hengsbachs Buch im Druck, als der Papst auf der Weltversammlung sozialer Bewegungen noch deutlicher wurde: „Wir stecken mitten im dritten Weltkrieg, allerdings in einem Krieg in Raten. Es gibt Wirt-

schaftssysteme, die um überleben zu können, Krieg führen müssen. Also produzieren und verkaufen sie Waffen.“ Längst ist bekannt, was Hengsbach in seinem Buch noch einmal zusammenstellt: Die Schere zwischen wachsender Armut und Superreichtum geht auseinander, und die Mitte schwindet dahin; Arbeitnehmer haben einen immer geringeren Anteil am Ertrag der Wirtschaft; längst hat ein Finanzkapitalismus die alte soziale Marktwirtschaft ersetzt. Das alles, hat nichts mit Naturgesetzen zu tun. Es sind Auswirkungen von Machtverhältnissen, die ökonomisch gewollt und politisch gemacht sind. Doch was von Menschen gemacht ist, das kann auch von Menschen wieder geän-dert werden. Hengsbachs Warnbuch ist nicht apokalyptisch, sondern zutiefst optimistisch: Teilen – was sonst! Diese Welt lässt sich gestalten und ändern. Der tödlichen Grund-dynamik des herrschenden Kapitalismus hält Hengsbach entgegen: Teilen – nicht töten. Hengsbach argumentiert ein-ladend. Er will Menschen ge-winnen. Er überfällt sie nicht

FRIEDHELM
HENGBACH

TEILEN
NICHT
TÖTEN



mit hehren Werten, die nur zu beachten wären. Er lädt ein zu einem entschiedenen Perspektivenwechsel: Den Blick auf die Armen, Benachteiligten und die Flüchtlinge, die vor Europas Küsten im Meer versinken. Wer das sieht,

der sollte nicht von Tugenden, nicht von abendländisch-christlichen Werten reden. Es geht um Rechte. Jeder hat das Recht auf Rechte, und die Reichen und Starken haben die Pflicht, diese Rechte einzulösen.

BUCHTIPP

Täter, Widerständler und Retter 1939–1945 Ehre, wem Ehre gebührt!

Wolfram Wette, Ehre, wem Ehre gebührt! Täter, Widerständler und Retter 1939–1945, Schriftenreihe Geschichte & Frieden, Bd. 24, Donat Verlag, Bremen, 334 Seiten, 170 Abbildungen und Dokumente, Hardcover, 16,80 €, ISBN 978-3-943425-30-7

Wie gehen die Deutschen mit ihrer kriegsrischen Geschichte und dem NS-Regime heute um? An wem orientieren sie sich? Und wem geben sie die Ehre? Das neue Buch von Wolfram Wette bietet dazu Überlegungen, Einsichten, Warnungen, aber auch Vorschläge an. Klar führt er dem Leser vor Augen, welche Verbrechen Deutsche sich im Zweiten Weltkrieg zu Schulden kommen ließen, nennt die Verantwortlichen beim Namen, zeigt ihre inhumane Gesinnung auf und das Bestreben, ihre Untaten zu vertuschen. Zugleich bringt er aber auch jene in Erinnerung, die anständig geblieben sind,

Verfolgten des NS-Regimes geholfen oder sich der blutigen Gefolgschaft durch Flucht und Verweigerung entzogen haben.

Abgesehen von den unmittelbaren Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg ist in der Bundesrepublik das Dritte Reich lange verdrängt und auf eine strafrechtliche Verfolgung der Täter verzichtet worden. So fand z.B. der von Wette beschriebene Prozess gegen den KZ-Kommandanten und Exzesstäter Josef Schwammberger erst 1992 statt. Anderen, wie den vielen Militärriechtern, gelang es, sich frühzeitig selbst zu entlasten sowie die Rehabilitierung ihrer Opfer zu verhindern. Wer sich in irgendeiner Form dem NS-Regime in den Weg gestellt hatte, fand keine Zustimmung, sondern musste mit Diffamierung und Ausgrenzung oder dem Vorwurf rechnen, „Eidbrecher“ zu sein. Deserteure und „Wehrkraftzersetzer“ wurden als „Verräter“, „Drückeberger“ und

„Kameradenschweine“ beschimpft.

Wette stellt den schwierigen und langwierigen Prozess im Umgang mit der Vergangenheit und der „zweiten deutschen Schuld“ (Ralph Giordano) – die Täter ungeschoren zu lassen und die Opfer unter Beweislast zu stellen – dar und beschreibt den langwierigen und konfliktreichen historischen Lernprozess hin zu einem grundlegenden Meinungs- und Wertewandel in der bundesrepublikanischen Gesellschaft. Er selbst ist an dem Bemühen, die Distanzierung von der NS-Zeit weiter zu verstärken, und jene zu rehabilitieren, die damals Widerstand geleistet oder sich entzogen haben, aktiv beteiligt. Er hat dazu beigetragen, dass immer mehr Deutsche die so genannten „Kriegs- und Landesverräter“, „Judenhelfer“ und Widerständler als Vorbilder für Zivilcourage und Menschlichkeit anerkennen. Wehrmachtssoldaten wie der Feldwebel Anton Schmid, Hauptmann Wilm Hosenfeld und Major Karl Plagge, in Israel als „Gerechte unter den Völkern“ geehrt, haben Juden gerettet, während die Advokaten des sogenannten Befehlsnotstandes dem NS-Regime als Helfershelfer willfährig die Stange hielten. Anders als die Täter und Mitläufer können die Widerständigen und Retter heute als Vorbilder die-

nen und nicht zuletzt jungen Menschen auf der schwierigen Suche nach ihrer Identität als Deutsche helfen. Eindrucksvoll auch, wie Wette die einzelnen Stationen des Kampfes – auch im Deutschen Bundestag – um einen gerechten Umgang mit der Vergangenheit, der sich an Menschenwürde und Solidarität mit Verfolgten orientiert, beleuchtet. Die verständliche und klare Sprache des Autors sowie die Fülle des dokumentarischen Bild- und Textmaterials machen den Band darüber hinaus zu einem „volkstümlichen“ Lesebuch.

Der Autor

*Wolfram Wette, *1940, Dr. phil., Historiker und freier Autor, von 1971 bis 1995 am Militärgeschichtlichen Forschungsamt in Freiburg im Breisgau tätig, Mitbegründer der Historischen Friedensforschung, seit 1998 apl. Professor an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Ehrenprofessor der russischen Universität Lipezk, ist einer der namhaften kritischen Militärgeschichtler; zahlreiche Veröffentlichungen u.a. zur Geschichte des Militarismus und Pazifismus in Deutschland, zur Geschichte des Zweiten Weltkrieges, über den sozialdemokratischen Reichswehrminister Gustav Noske, über Karl Jäger, den Mörder der litauischen Juden, über Rettungswiderstand sowie zur Militärgeschichte von unten.*



BUNDESNACHRICHTEN

Wahlen auf der Mitgliederversammlung

Vorstandsmitglieder:

Michael Distelrath, Reinhard Gaede, Jürgen Gorenflo, Dieter Hönerhoff, Florian Ihlenfeldt, Anneke Ihlenfeldt, Thorsten de Jong, Alois Schwarz

Referate:

Bundessekretär:

Jürgen Gorenflo

Kassenwart:

Michael Distelrath

Sprecher, Öffentlichkeitsarbeit (mit Schriftleitung CuS):

Reinhard Gaede

Delegierte für IKvu: Anneke Ihlenfeldt, Florian Ihlenfeldt

Delegierte für Attac: Fokke Bohlsen, Jürgen Gorenflo

Delegierte für ILRS: Thorsten de Jong, Alois Schwarz

Kassenprüferin:

Dietlinde Haug

Kassenprüfer:

Christoph Lingelbach

Vertreter:

Helmut Kwast

Kirchentag 2015

Zum Deutschen Evangelischen Kirchentag vom 3.–7. Juni 2015 in Stuttgart laden wir herzlich ein. Zum Bezug zur Losung und den Themen des Kirchentages haben wir geschrieben: „Klug sein angesichts unserer Endlichkeit (Ps. 90,12) heißt: Gottes Schöpfung zu bewahren, Güter der Erde gerecht zu verteilen – Bedingungen für das Überleben aller Menschen ... Was Menschen brauchen: Ausreichend Nahrung, Wohnung,

Arbeit, Bildung fehlt vielen Menschen im Kapitalismus, ebenso Freiheit der Religion in vielen Ländern. Die Hoffnung auf Gottes Reich zeigt auf das nahe Ziel, eine Wirtschaft für das Leben anzustreben. Wege dahin sind Mitbestimmung in Betrieben und Genossenschaften.“

Wir freuen uns über Besuch an unserm Stand auf dem Markt der Möglichkeiten, Bürgerschaftliches Engagement, Zelthalle 4, F05.

Wir trauern um **Luise Schottroff**. Sie starb nach langer Krankheit am 8. Februar in einem Hospiz in Kassel. Sie war Autorin bei CuS. In CuS 1/1994 erschien ihr Beitrag „Paulus und die Frauen“. Mit ihrem Mann Willy Schottroff (1931–1997) warb sie für eine sozialgeschichtliche Auslegung der Bibel. Sie war eine der Herausgeberinnen der Bibel in gerechter Sprache, einer Übersetzung, die der BRSD auch gefördert hatte (nämlich den Druck des Ersten Buchs Samuel). Auf den Evangelischen Kirchentagen haben wir ihre Bibelarbeiten gehört. „Die Gleichnisse Jesu“, „Jesus von Nazareth: Hoffnung der Armen“, „Die Parteilichkeit Gottes“ (mit Willy Schottroff) waren bekannte Titel ihrer Bücher. Praesente!



Bilder und Fotos

Ingelore Gaede	1
Heinrich Bedford-Strohm	6
Martin Möllmann	7
Fokke Bohlsen	9, 12
Günter Zwanzig	19
Ludwig Baumann	24
Hanauer Geschichtsverein/Stadtarchiv Hanau	26
Wikipedia	26, 44, 47–50, 66–67, 69, 75
Gerhard Lüdecke	29
Ferdinand Troxler	31, 32
Horst Haitzinger, NW 21.11./15.12.14, Nr. 271/291	30, 43
Ökum. Aktionskreis, Lebendige Donau, Niederalteich	35
Elmar Klink	39
Alois Schwarz	41, 57
Jens-Eberhard Jahn	44
Lara Schweizer	50
Weltgebetstag der Frauen	51
Renate Schroeder	51–53, 56
Helmut Donat Verlag, Bremen	64, 68, 70, 74
Klartext Verlag, Essen	65
Juventa/Beltz Verlag, Weinheim	71
Christoph Butterwegge	72
Westend Verlag, Frankfurt	73

Autorinnen und Autoren

Ludwig Baumann

Bundesvereinigung Opfer
der NS-Militärjustiz e.V.
Aumunder Flur 3 A
28757 Bremen

Prof. Dr. Heinrich Bedford-Strohm

Katharina-von-Bora-Str.
11–13
80333 München

Fokke Bohlsen

Friedrich-Ebert-Straße 29a
48153 Münster

Rainer Dörbaum

Helmholtzstr. 29
60385 Frankfurt/M.

Udo Fleige

Schwärzlocher Str. 86
72070 Tübingen

Dietlinde Haug

Uhlandstr. 35
32545 Bad Oeynhausen

Jens Eberhard Jahn

Franckestr. 2
04318 Leipzig

Elmar Klink

Thielenstr. 13/15
28215 Bremen

Gerhard Lüdecke & Gabri- ele Lüdecke-Eisenberg

Hahnenkammstr. 15
63450 Hanau am Main

Martin Möllmann

Hauptstr. 36
97849 Roden

Paul-Gerhard Schoenborn

Dellbusch 298
42279 Wuppertal

Renate Schroeder

Friedrichstr. 38
32257 Bünde

Alois Schwarz

Hallgasse 6
86720 Nördlingen

Prof. Dr. Franz Segbers

Nonnbornstr. 14a
65779 Kelkheim

Dr. Günter Zwanzig

Eichenweg 12
91054 Erlangen

Mitarbeit: CuS versucht eine Mischung aus aktuellen politischen Ereignissen, theologischer und politischer Diskussion, Aktualisierung religiös-sozialistischer Theologie und Politik, Aufarbeitung religiös-sozialistischer Geschichte und von Beiträgen, die sich um die Entwicklung einer Befreiungstheologie und einer entsprechenden Praxis in und für Europa bemühen. **Wir freuen uns über unverlangt eingesandte Manuskripte, auch mit Bildern.** (Allerdings können wir dafür nicht haften.) Wir danken unseren Autor(inn)en für ihre ehrenamtliche Mitarbeit. Auch Texte, die der Meinung der Redaktion nicht entsprechen, aber für unsere Leserinnen und Leser interessant sind, werden veröffentlicht. Gleiches gilt für Leser(innen)-briefe. Wer regelmäßig geistesverwandte fremdsprachige Zeitschriften liest, sollte uns dies mitteilen und uns Artikel zur Übersetzung vorschlagen.

Artikel: Da die Redaktionsarbeit unentgeltlich erfolgt, haben wir nur in Ausnahmefällen Zeit für das Eingeben von Manuskripten. Wir bitten, uns Texte und Bilder folgendermaßen zuzusenden:

- **Texte** in einem der PC-/Mac-üblichen Formate (RTF, TXT oder DOC) auf CD oder per E-Mail.
- **Bilder** bitte digital als JPG-, TIFF-, EPS- oder PDF-Format mit mindestens 300 dpi Auflösung. Keine Internetbilder (!), da sie nicht den Anforderungen des Offsetdrucks entsprechen. Im Notfall als scanfähiges Foto per Post.
Adresse: cus@brsd.de oder reinhard-gaede@gmx.de, bzw. Reinhard Gaede, Wiesestr. 65, 32052 Herford.

Sprache: Wir wünschen uns eine Sprache, die die weibliche und männliche Form gleichermaßen berücksichtigt.

Endredaktion: Über einen Abdruck entscheiden die Redaktion. Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

CuS. Christ und Sozialist. Christin und Sozialistin. Kreuz und Rose

Blätter des Bundes der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands e.V./www.BRSD.de

Erscheint seit 1948 (vorher gab es bis zur Unterdrückung durch den Hitler-Faschismus: Das Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes 1924–1933, das Rote Blatt der Katholischen Sozialisten 1929–1930 und die Zeitschrift für Religion und Sozialismus 1929–1933).

Helmut Gollwitzer: Warum bin ich als Christ Sozialist? Warum wird ein Mensch Sozialist?

Ein Mensch wird Sozialist, weil er entweder durch die Schäden des gegenwärtigen Gesellschaftssystems selber schwer getroffen ist, oder weil er sich mit diesen Betroffenen identifiziert, aus moralischen Motiven oder aus rationaler Einsicht in die Dringlichkeit revolutionären Veränderung oder aus beidem.

Ein Mensch wird Sozialist, wenn er die gesellschaftlichen Schäden nicht nur als Einzelphänomene erfährt oder beobachtet, sondern die Vordergrundsphänomene durchschaut auf ihren Zusammenhang hin: den Zusammenhang, den sie untereinander haben und den Zusammenhang mit den Grundstrukturen der gegenwärtigen Gesellschaft, mit der in ihr dominierenden Produktionsweise.

Solche Vordergrundsphänomene waren schon seit dem Frühkapitalismus: Arbeitslosigkeit, krasse Ungleichheit der Chancen und der Lebensverhältnisse, verheerende Wirkung der kapitalistischen Krisen auf ungezählte Existenzen, Ökonomische Ursachen internationaler Konflikte (Kriege), militärisch-industrieller Komplex (Rüstungsindustrie, Waffenhandel), Versklavung anderer Völker (Kolonialismus). – Hinzugekommen sind heute: Ressourcenvergeudung, Unmenschlichkeit der Städte, Landschaftszerstörung, Erhöhung der Produktivität durch verschärfte Zerstückelung und Mechanisierung der Arbeit (Taylorisierung) und der Effektivitätskontrolle, Wegrationalisierung von Arbeitsplätzen und Entqualifizierung der Arbeit durch neue Technologie, Diskrepanz zwischen Befriedigung der Konsumbedürfnisse und Frustration in den Lebensbedürfnissen, Kommerzialisierung der zwischenmenschlichen Beziehungen und der Sexualität, Zerfall der Familie, Unterwerfung der Bürger unter bürokratisch-technokratische Apparate.

Hinzu kommt, dass gleichzeitig mit der Befriedigung der materiellen Bedürfnisse der breiten Masse in den Industriestaaten die materielle Verelendung der Mehrheit der Weltbevölkerung ein in der Geschichte noch nie gesehenes Ausmaß erreicht hat. Die Frage drängt sich auf, ob der Wohlstand hier und das Elend dort ursächlich zusammengehören wie zwei Seiten derselben Medaille. (Auszug aus: Warum bin ich als Christ Sozialist?, CuS 1/1980)

Abonnements:

Per Post:
BRSD, Michael Distelrath
Görlinger Zentrum 3, D-50829 Köln

Per Telephon:
02 21/9 99 02 30

Per E-Mail:
m.distelrath@netcologne.de

Bezugspreise (inkl. Versand):

Inland € 25,- pro Jahr · Ausland € 35,-, pro Jahr
Förderabonnement € 30,- oder mehr. Bitte überweisen Sie den Betrag jeweils zum Jahresbeginn an den BRSD e.V.

KD-Bank · IBAN DE15 3506 0190 2119 4570 10
BIC GENODED1DKD

Kündigungen werden zum Jahresende wirksam